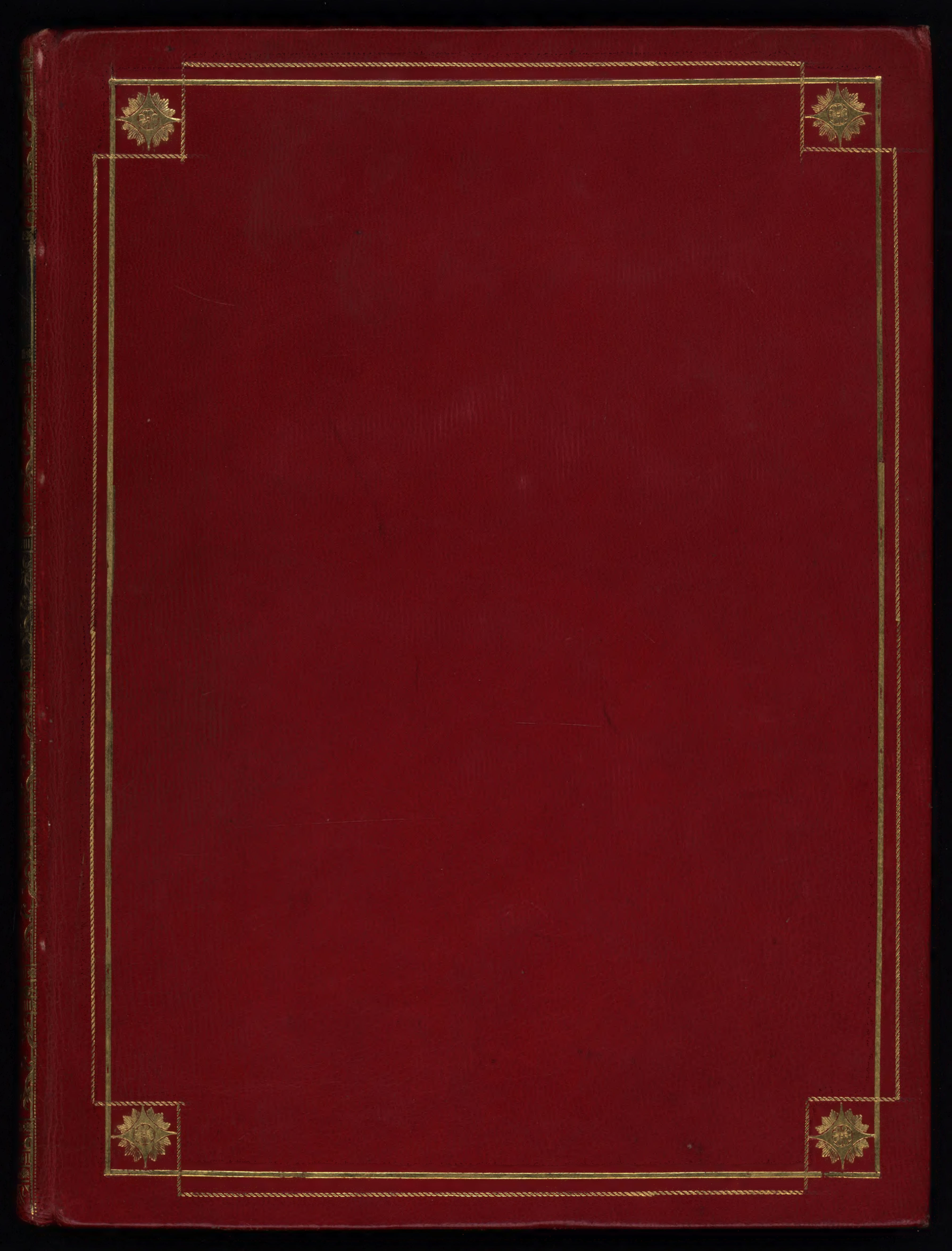
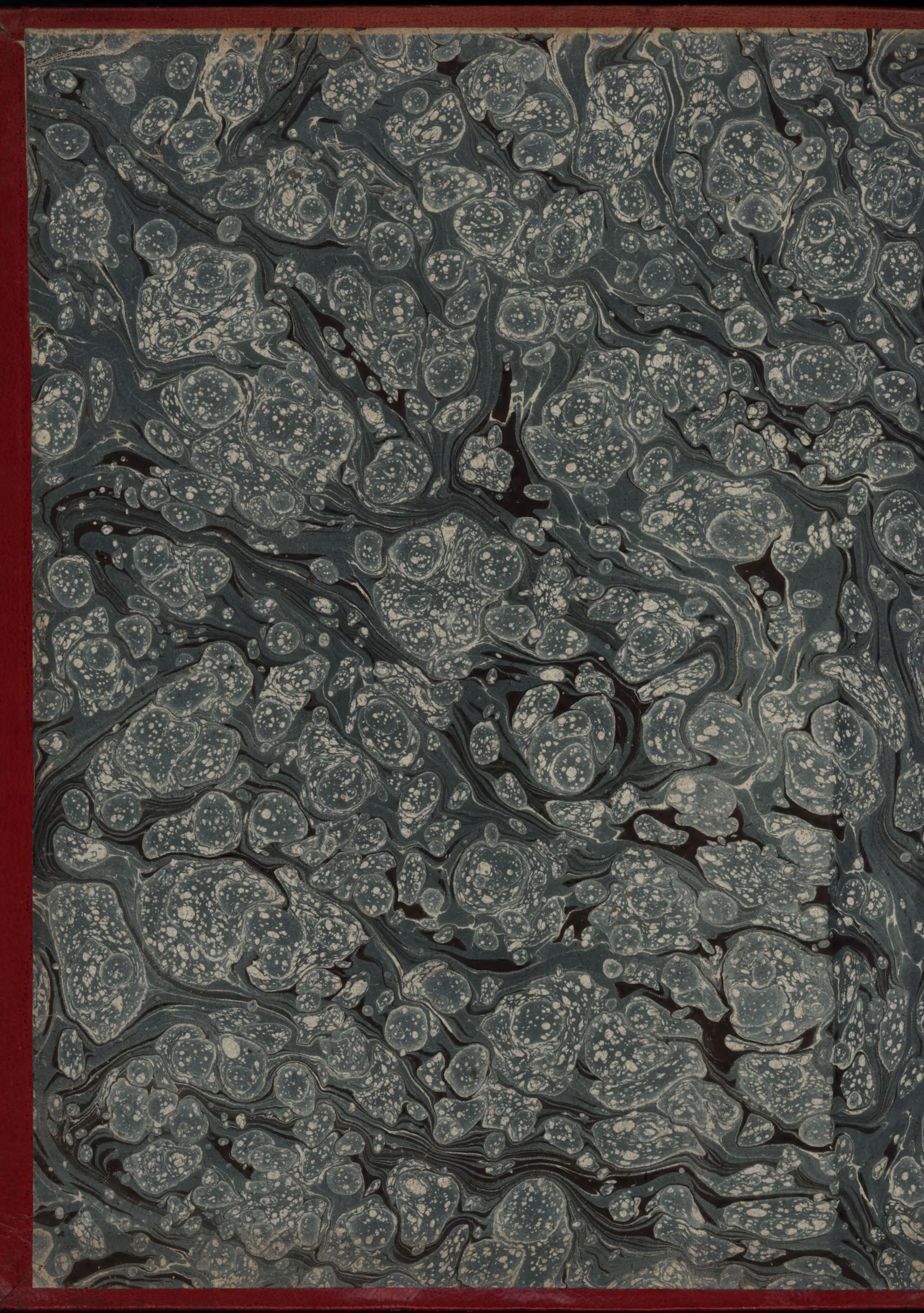
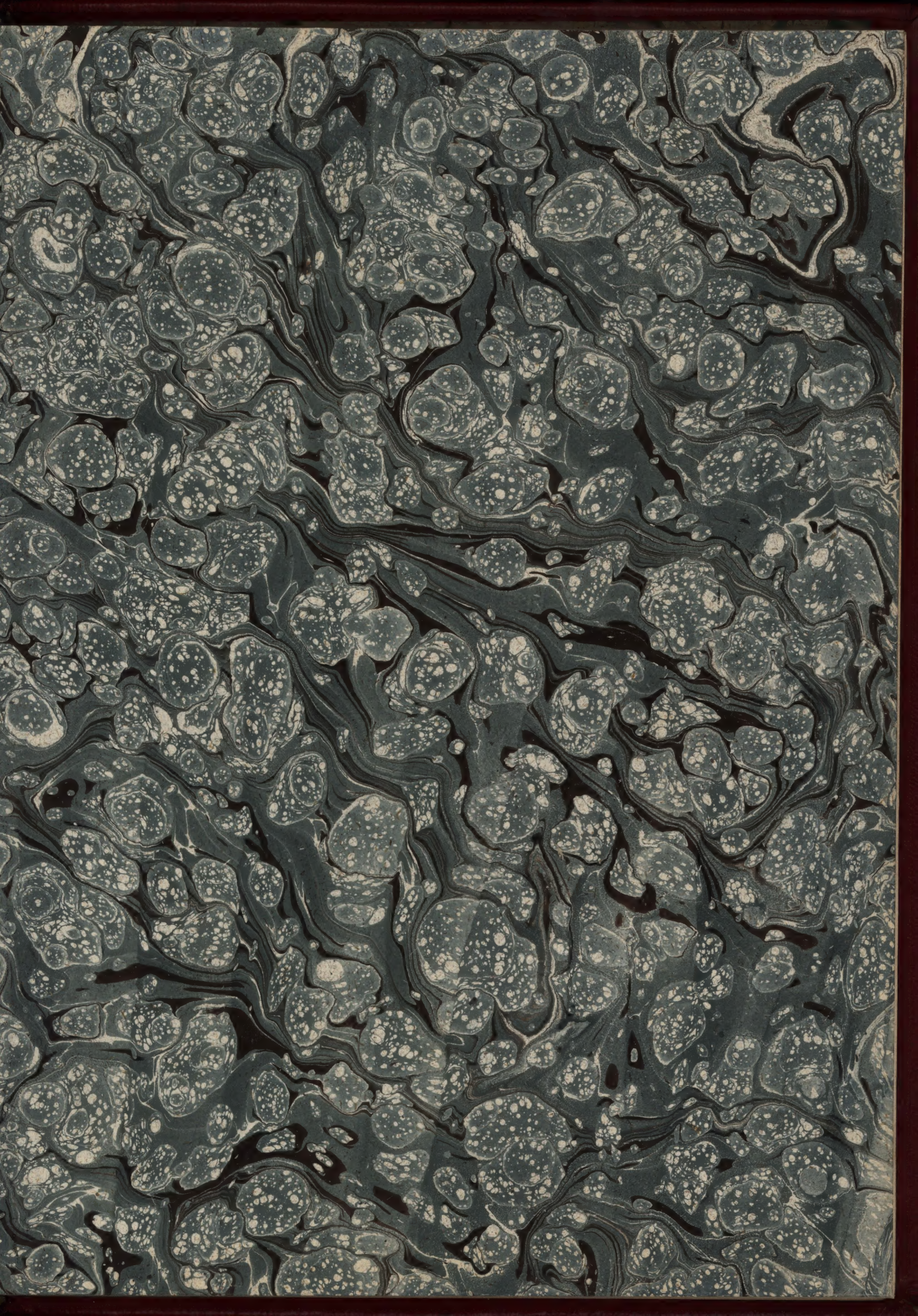
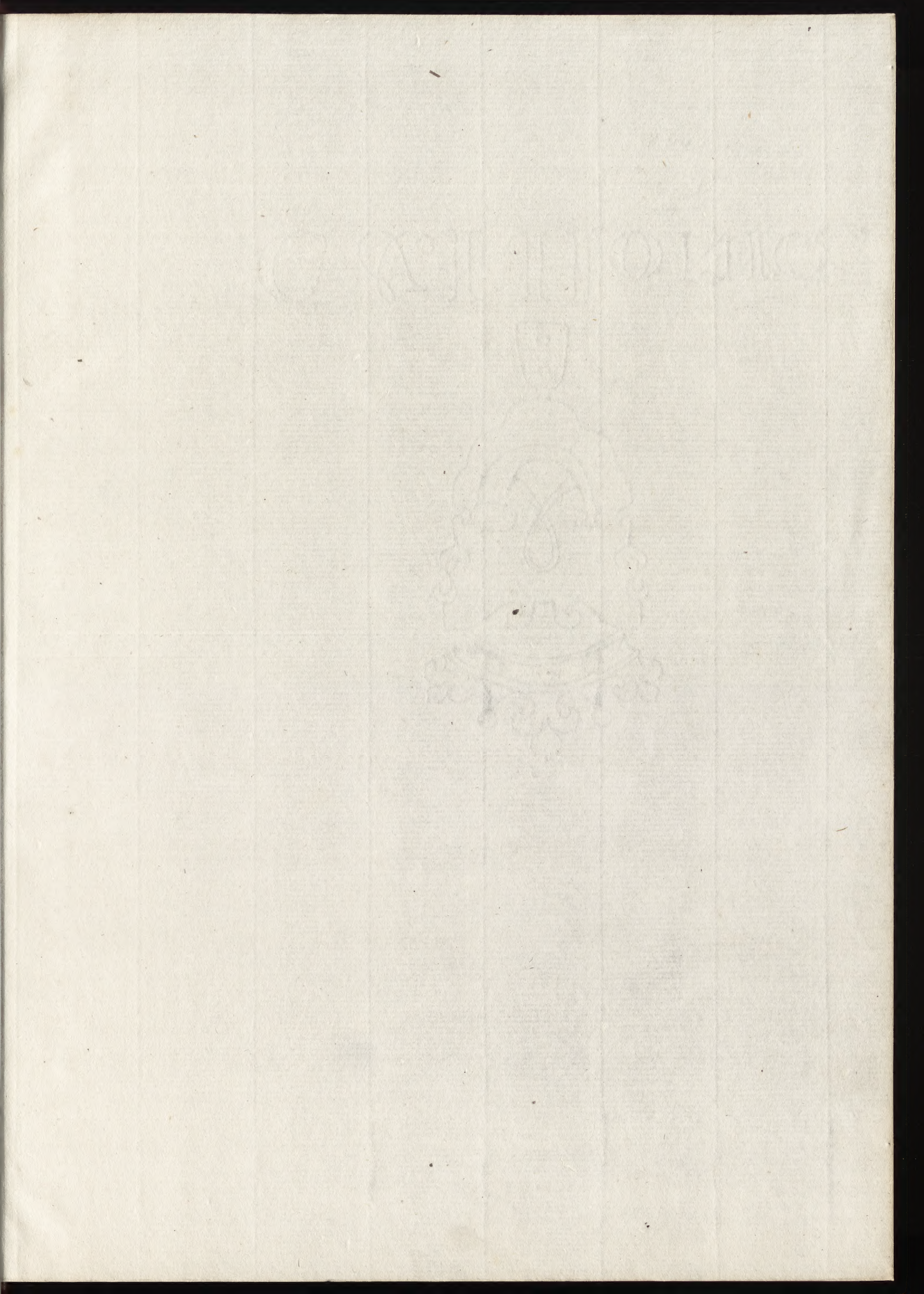
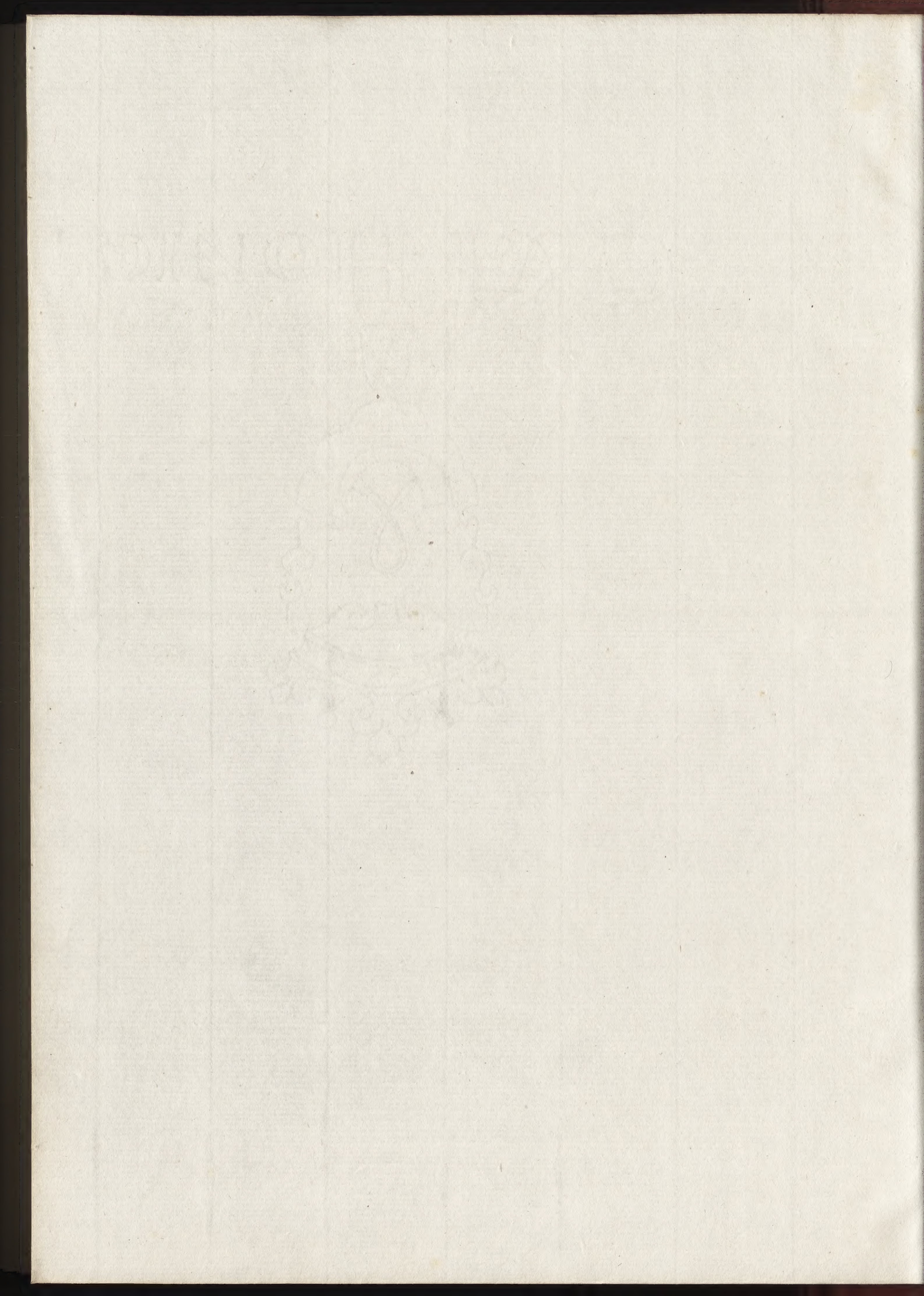










JOSEPH FRIEDRICH FREYHERRN ZU RACKNITZ

D A R S T E L L U N G

U N D

GESCHICHTE DES GESCHMACKS

DER VORZÜGLICHSTEN VÖLKER

IV. H E F T

Erklärung der Vignetten und End-Kupfer.

Altpersischer Geschmack.

Vignette.

Eine Ruine im Altpersischen Geschmack, welche als Portal zum Eingang eines Englischen Parks dienen kann.

End-Kupfer.

Eine Gartenbank im nehmlichen Geschmack, unter einer alten mit Epheu umschlungenen Eiche, an den Seiten mit Rosen und blühenden Sträuchen bepflanzt. Vornehmlich bestimmt für einen erhabnen Platz, von dem man eine weite Aussicht hat.

Ostindischer Geschmack.

Vignette.

Ein Sanannah oder Garten eines Indischen Serails nach der Abbildung und Beschreibung in Hodges Reisen durch Ostindien.

End-Kupfer.

Eine Säule im Indischen Geschmack, welche eine Vermischung des Arabischen und Griechischen Styls zeigt, ebenfalls aus Hodges Reisen durch Ostindien.

Sibirischer Geschmack, in Verbindung mit dem Russischen Geschmack.

Vignette.

Ein Wintergarten in Form eines Berceaux, dessen Vordertheil aus hölzernen und eisernen Gitterwerk besteht und verglast ist. Der hintere Theil aber, so wie die gröſsere Hälfte der Decke, hat statt des Glases Spiegel, welche das Hintergebäude und die Verbindung des Dachs, das mit einem so genannten Sonnenfang gebaut ist, bedecken. An den Ribben des Berceaux ranken sich Gewächse hinauf, auf den Rasenplätzen zwischen den Wegen stehen ausländische Bäume und Sträuche, eben dergleichen in den Erdkasten vor den Fenstern.

End-Kupfer.

Eine Vase enthält ein Bouquet von *Salix berberifolia*, *Spiraea Camtschatica*, *Rhododendron chrysanthum* und *Rhododendron Camtschaticum*.

Gothischer Geschmack.

Vignette.

Eine durchsichtige und bedeckte Gartenbank im Gothischen Styl zwischen zwey Gruppen von Nadelholz. Der Gipfel eines Berges, von dem man eine weite Gegend übersehen könnte, würde die schicklichste Stelle für sie seyn.

End-Kupfer.

Ein Gothischer Ziehbrunnen, der zum Hintergrunde eine Gruppe von niedrigem Gebüsche hat.

Im Geschmack des *de la Fosse etc.*

Vignette.

Eine bedeckte Gartenbank in einem luftigen Birkenwäldchen, diese und das

End-Kupfer,

welches ein Monument in diesem Geschmack vorstellt, sind mehr zur Darstellung des damaligen halb verdorbenen Geschmacks als zur Nachahmung gezeichnet.

Jüdischer Geschmack.

Vignette.

Da sich von dem damaligen Geschmack dieses Volks jetzt wenig sagen läſst, so ist als Nachahmung ihrer jetzigen Lauberhütten hier ein Gartensaal vorgestellt, welcher von lebendigen Hecken angelegt, mit einer von Lattenwerk errichteten und mit Blättern und Blumen verkleideten Kuppel bedeckt, und des Nachts durch Lampen an den Wänden und im Mittel als Kronleuchter beleuchtet werden kann. Er würde zu Feten und Soupers schicklich seyn.

End-Kupfer.

Versuch einer Abbildung der Kapitäle, welche nach der Beschreibung der Bibel 1 Reg. Kap. 7. v. 15—22 u. s. w. die beyden frey stehenden Säulen Jachin und Boas vor dem Tempel Salomonis bedeckten. Diese Beschreibung und die Bekanntschaft der beyden Völker unter sich läſst ziemlich richtig auf eine Ähnlichkeit in Ansehung der Form und Verhältnisse mit dem Altdorischen Kapitäl schlieſsen. Bloſs anstatt des gebräuchlichen viereckigen Abacus ist eine verzierte Bedeckung des Echinus dort angegeben, welche auch, da diese Säulen frey standen, ohne etwas zu tragen, wohl Statt finden konnte.



Altpersischer Geschmack.

Wenn man die architektonischen Unternehmungen der Ägypter, Perser, Griechen und Römer, die Pyramiden in Ägypten, die Ruinen zu Salsette in Ostindien, zu Alhambra in Spanien, oder die Spuren dessen, was Griechen und Römer einst ausführten, mit den Werken der Baukunst neuerer Zeiten vergleicht, so sollte man glauben, daſs die erstern von Riesen aufgeführt worden, und die letztern von Pygmäen herrührten.

Unter die grofsen und riesenhaften Unternehmungen der Alten gehören unstreitig die Werke, von denen die Ruinen von Persepolis noch übrig sind. Zwar wird man bey genauer Untersuchung derselben wenig Belehrendes in Absicht auf schöne Baukunst, wenig Nachahmungswerthes entdecken: aber jeder gefühlvolle, vorzüglich der feurige, kraftvolle Mann, freuet sich kühner Unternehmungen aller Art, und fühlt sich in solchen Augenblicken bis zu dem kühnen Urheber derselben empor gehoben. Sind diese kühnen Unternehmungen nicht auf Unkosten der Menschheit ausgeführt, haben sie Thätigkeit befördert, zu Nahrung und Wohlstand Gelegenheit gegeben; dann erregen sie nicht nur Bewunderung, sondern ein edles, reines Gefühl, und die Seele verweilt dabey mit innigem Wohlgefallen.

Um das Ermüdende zu vermeiden, welches mit einer blofsen Beschreibung von Gemählden, Gärten und Gebäuden verbunden ist, werde ich den Lesern dieses Werkes keine ausführliche Beschreibung jener merkwürdigen Ruinen von Persepolis vorlegen, sondern nur einige Nachrichten, als einen Beytrag zur Kenntnifs des alten Persischen Geschmacks in den bildenden Künsten, und vorher einige kleine historische Notizen geben.

Wahrscheinlich waren die Ägypter, welche den Sesostris auf seinem Zuge nach Persien begleiteten, die Stifter der Stadt Persepolis. Sie lag an dem Flusse Araxes, und war an dem Fufse der Gebirge, an welche der Pallast des Königs sich anlehnte, erbauet. Hier konnten die Ägypter sich am leichtesten im Geiste nach Memphis versetzt glauben, weil letzteres in einer gleichen Breite von 32 Grad und in der Nähe eines Flusses gelegen, der Pallast ihrer Beherrscher aber ebenfalls an Granitberge angelehnt war.

Da die Gegend von Gebirgen umgeben war, welche die Vertheidigung der Zugänge erleichterten, benutzten die Ägypter solche zur Anlage einer festen Stadt. Obwohl die Geschichte der Regierung des Sesostris von der Existenz dieser Stadt nichts erwähnt, so beweisen doch die Ruinen immer

noch, dafs die Ägypter sich daselbst lange aufgehalten, und prachtvolle Monumente und Gebäude, gleich denen zu Memphis und Theben, erbauet haben. Sollten daher auch die Ägypter nicht die Stifter von Persepolis seyn, so lassen doch die daselbst befindlichen Alterthümer immer Spuren des Ägyptischen Geschmacks und die Neigung zum Wunderbaren und Riesenhaften erblicken: kurz, alles läfst vermuthen, dafs die Gründung von Persepolis und die prachtvollen Alterthümer, die man daselbst antrifft, zu der glänzenden Regierung des Sesostris gehörten, obgleich erst bey den Nachfolgern des Cyrus diese Stadt berühmt ward. Vier Städte waren es, welche dessen Nachfolger zu ihrem Aufenthalt gewählet hatten, Susa, Ekbatana, Babylon und Persepolis. In der letztern brachten sie den Herbst zu.

Cambyses liefs sich vorzüglich die Verschönerung von Persepolis angelegen seyn, und ertheilte zu dem Ende den Befehl, alle die kostbaren Verzierungen von Gold, Silber, Edelgesteinen und Elfenbein, durch welche die beyden Städte Memphis und Theben berühmt geworden waren, nach Persien zu bringen. Ob nun wohl der Transport dieser Kunstwerke uns aufserordentlich und so zu sagen unwahrscheinlich vorkommt, so ist es doch bekannt, mit was für einer seltenen Geschicklichkeit die Ägypter selbst die gröfsten und schwersten Massen auf dem Wasser zu verführen wufsten. Um übrigens den Befehl ihres Monarchen zu erfüllen, konnten sie das, was aus Ägypten nach Persepolis geschafft werden sollte, auf dem rothen Meere einschiffen, längs den Küsten von Arabien hin bis in den Persischen Meerbusen, und dann auf dem Araxes, welcher in diesen Meerbusen fällt, bis Persepolis hinauf führen.

Die auf Cambyses folgenden Könige wählten, wie schon gedacht, Persepolis zu ihrem Aufenthalt, und häuften hier von den Abgaben der Asiatischen Völker einen ansehnlichen Schatz auf, der eben so unermefslich,

als das Gebäude, wo er aufbewahrt wurde, schön und weitläuftig war. Persepolis selbst ward nun so groſs, daſs Diodor von Sicilien davon mit Begeisterung spricht. Unter der Regierung des unglücklichen Darius Codomannus war es vielleicht die reichste und glänzendste Stadt, welche die Sonne in ihrer Laufbahn erleuchtete. Selbst die Häuser der Einwohner glänzten von Gold und kostbaren Steinen.

Als aber Alexander nach der Niederlage des Darius in Persien eindrang, hielt er seinen Soldaten bey dem Anblick von Persepolis folgende Anrede: Seht die Hauptstadt Persiens; erinnert euch, daſs diese Stadt unter allen Städten Asiens sich noch mehr durch ihren auſserordentlichen Haſs gegen die Griechen, als durch ihre auſserordentlichen Reichthümer ausgezeichnet hat.

Um ein denkwürdiges Beyspiel seines Zorns zu geben, erlaubte er nun seinen Kriegern die Plünderung dieser Stadt, doch mit dem Ausschluſs des Königlichen Pallasts. Durch jene kurze, aber anfeuernde Rede ermuntert, drangen die Macedonier in die Stadt, brachten den gröſsten Theil ihrer Einwohner um, plünderten ihre mit unermeſslichen Reichthümern angefüllten Häuser, und diese Stadt, kurz zuvor die Bewunderung des ganzen Welttheils, zeigte in wenig Stunden den Anblick des schrecklichsten Elendes. Die zusammen gehäuften Schätze des Darius behielt Alexander für sich. Er fand einen auſserordentlichen, von Cyrus und seinen Nachfolgern zusammen gebrachten Reichthum, der an 150 Millionen Thaler geschätzt wurde. Man lieſs aus Babylon und Mesopotamien 3000 Kameele und eine Menge Maulesel kommen, um denselben in verschiedene dazu erwählte Städte zu bringen; denn der Haſs Alexanders gegen die Einwohner von Persepolis war so groſs, und seine Begierde, die Stadt in eine Einöde zu verwandeln, so heftig, daſs er diese ohnehin zu Bestreitung der Kriegskosten bestimmten Schätze in ihren Mauern nicht lassen wollte.

Nach dieser, zwar nicht edeln, aber einträglichen Unternehmung führte Alexander sein Heer zu einer andern, welche dreyſsig Tage dauerte, und veranstaltete bey seiner Rückkehr ein Dankopfer zu Ehren der Griechischen Götter. Auf diese religiöse Handlung folgte ein glänzendes Fest, dem seine Lieblinge und eine Anzahl munterer und ausgelassener Weiber beywohnten. Hier überlieſs man sich der gröſsten Zügellosigkeit, bis endlich eine dieser Personen, mit Namen Thais, diesen Augenblick des gänzlichen Taumels der Sinne benutzte, um dem Macedonischen König einen Vorschlag zu thun, der, ihrer Meinung nach, Alexandern mit Ruhme krönen, und alles übertreffen sollte, was er je in Persien ausgeführt hatte. Dieser Vorschlag bestand darin, beym Aufstehen von der Tafel den Pallast des Darius in Brand zu stecken, um die Zerstörung der Griechischen Tempel zu rächen, und ein so berühmtes Gebäude durch die Hand der Weiber zu vernichten. Die vom Wein erhitzten Gäste willigten mit Eifer in dieses Unternehmen, stritten sich um den Vorzug, der erste bey der Ausführung zu seyn, überlieſsen aber endlich dem König die Ehre dieser Handlung. Alexander schlug sie nicht aus, und stand von der Tafel auf, ein Bacchanal zu feyern. Alle übrige Gäste folgten seinem Beyspiel und ergriffen angezündete Feuerbrände. Unter dem Schall der Musik nahte sich diese Gesellschaft von Macedonischen Kriegern und unbändigen Weibern tanzend den Mauern des Pallastes; Thais führte den Zug; Alexander folgte ihr, und war der erste, der seinen Feuerbrand in den Pallast warf; Thais that sodann ein gleiches, die übrigen ahmten ihnen nach, und in wenig Augenblicken stand der ganze Pallast in Flammen. Das Griechische Heer, welches in der Nähe der Stadt sein Lager hatte, und die Feuersbrunst gewahr ward, eilte, in der Vermuthung, daſs solche aus Verwahrlosung entstanden sey, zum Löschen herbey, legte aber, da es den König mit der Anfachung des Feuers beschäftiget fand, ebenfalls Hand an, so daſs dadurch die Zerstörung des Pallastes

beschleuniget wurde. Diese Zerstörung erfolgte im Jahre der Welt 3674, und die unglückliche Stadt konnte nachher nie wieder zu ihrem vorigen Glanz und ihrer ehemaligen Gröſse gelangen, ob sie gleich im vierten Jahrhunderte wieder unter die Handelsstädte von Persien gerechnet wurde, welches sie ihrer Lage an den Ufern des Araxes zu verdanken hatte. Der letzte alte Schriftsteller, der von Persepolis spricht, ist Stephan von Byzanz, aus dem fünften Jahrhunderte.

Im siebenten Jahrhundert brachten die Kaliphen Persepolis unter ihre Botmäſsigkeit. Es war damals und noch lange nachher immer noch ziemlich volkreich, wie man aus dem Treppengange von Chelminar, (der dermalige neuere Name des Pallastes von Persepolis) in welchem moralische Sentenzen, dergleichen die Muhamedaner öfters auszusprechen pflegen, eingegraben sind, und den Jahrzahlen 1422, 1464 und 1476 sehen kann. Diese Inschriften kann man nicht wohl andächtigen Reisenden zuschreiben, weil die Gröſse und Schönheit der Buchstaben, welche auf einen so harten Stein eingegraben worden, von solchen Personen nicht zu erwarten gewesen wären.

In dem ersten Jahrhunderte nach der Verbreitung der Muhamedanischen Lehre bestellten die Araber zu Esthekar, einem unbedeutenden, allernächst bey den Ruinen von Persepolis gelegenen Orte, einen Statthalter, welcher daselbst eine kleine Festung erbauete. Nach der Persischen Schriftsteller Versicherung ist die gänzliche Zerstörung von Persepolis das Werk dieses Arabers und anderer Muhamedanischen Horden gewesen; denn so groſs auch noch zu unsern Zeiten der Abscheu der Muhamedaner gegen alle eine menschliche Figur darstellenden Kunstwerke ist, so war doch ihr Eifer in den Zeiten der Entstehung ihrer Glaubenslehre noch weit brennender. Dieser bewog sie, so viel nur möglich, alle übrig gebliebenen Werke der Architektur und Bildhauerkunst zu vernichten. Selbst Abbas der Groſse, welcher

die Künste und Wissenschaften begünstigte, schien Persepolis nicht gleichen Schutz angedeihen zu lassen. Er verlegte seine Residenz nach Ispahan, gab sich alle Mühe, diese Stadt durch prächtige Gebäude zu verschönern, und liefs daher auch, zu Ausschmückung seines Pallastes, von Chelminar, oder Persepolis, marmorne und andere Verzierungen wegbringen. Seinem Beyspiele nach liefs auch Iman Kulikan, Befehlshaber seiner Truppen und Gouverneur der Provinz Schiras, ebenfalls verschiedene schöne Überbleibsel von Chelminar abholen. Ob nun gleich die aufserordentliche Gröfse der Steine, aus welchen die Gebäude zu Persepolis aufgeführt waren, diese zerstörenden Unternehmungen erschwerte, so setzten doch die Nachfolger Iman Kulikans dieselben fort.

Ein unbegrenzter Geitz und eine eben so grofse Unwissenheit veranlafste sie zu dieser Barbarey. Abbas der Grofse liebte die Europäer, und hatte immer Gesandte auch andere Reisende an seinem Hofe, die theils durch den Krieg gegen die Türken, theils durch die Errichtung der Missionen, und theils durch Handelsverbindungen an diesen Hof gezogen wurden. Keiner von ihnen wollte Persien verlassen, ohne die Ruinen von Persepolis gesehen zu haben, und sie machten daher alle eine Reise dahin.

Nun werden in diesem Reiche alle die Ausgaben, welche an andern Höfen die Abgeordneten selbst zu tragen haben, aus dem königlichen Schatze bestritten, und die Gesandten an allen Orten, die sie auf ihrer Reise berühren, frey gehalten. Dem auf Iman Kulikan folgenden Statthalter zu Schiras war diese grofse Anzahl Fremder lästig; und da er überdiefs nach seinen Religions-Grundsätzen ein Feind der Bilder-Anbeter (wie die Europäer von den Muhamedanern genannt werden) war, so gerieth er, als er sah, dafs die Ausgaben für die Fremden zu Estarke in einem Jahre 1200 Thlr. betragen hatten, in Eifer, und liefs, um die Reisen nach Chelminar abzuwenden, Befehl ergehen, die noch übrigen Ruinen von Persepolis

zu zerstören, indem er sich dabey des Ausdrucks bediente, dafs die wahre Religion in der Zerstörung der Götzenbilder bestände. Sechzig Mann wurden daher abgeschickt, um alles, was noch ganz, und vorzüglich die Steine, welche mit Figuren geziert waren, zu zertrümmern. Die Einwohner von Mirkas, vormals Estarke, hatten aber zu viel Gewinn von den nach Persepolis in grofser Anzahl kommenden Fremden, um diesen Befehl pünktlich auszuführen; sie gingen vielmehr sehr langsam dabey zu Werke, und bewirkten bey dem König durch die Vorstellung, dafs diese Alterthümer seine Staaten bereicherten, und Neugierige aus allen Welttheilen dahin zögen, die Aufhebung des Befehls. Was jedoch der Groll des Veziers nicht erreichen konnte, wurde nachher täglich von den Bewohnern der Ufer des Bendemirs (vormals Araxes) ausgeführt. Diese Einwohner arbeiten noch täglich an der gänzlichen Vernichtung der Alterthümer von Persepolis, und bedienen sich der zerstörten Stücke auf verschiedene Art, besonders zu Grabmählern, weil die Furcht vor dem Schakal, der den Leichen nachgehet, sie veranlafst, die Grabstätten mit Steinen zu beschweren.

Die Ruinen selbst, (zu deren Beschreibung ich mit dem Wunsche übergehe, dafs Männer, mit dem Geiste eines Wood, Pokok, Niebuhr und Forster, und mit dem nöthigen Reichthum begabt, deren nochmalige Untersuchung über sich nehmen möchten,) theilet man zur bestimmtern Übersicht in vier Gruppen.

Die erste Gruppe bilden die Ruinen von Thil-Minar (das heifst auf Persisch vierzig Säulen) oder des Pallastes von Persepolis, die an dem Fufse des hohen Gebirges, gerade zwey Grabmählern gegenüber, liegen.

Die zweyte Gruppe, die ungefähr anderthalb Deutsche Meilen von der ersten entfernt ist, besteht aus den Ruinen von Istakt, oder der Stadt Persepolis; wovon aber nur sehr wenig übrig ist.

Die dritte Gruppe begreift die dicht bey Istakt und eine Deutsche Meile von Chelminar entfernten Grabmähler der Könige, nebst dem dabey befindlichen Naki-Rustan, oder Abbildung eines Persischen Rolands.

Als eine vierte kleinere Gruppe kann man endlich eine auf der Hälfte des Weges, zwischen den Ruinen des Pallastes und den Trümmern von Persepolis, liegende, vermeintlich aus den Felsen gehauene Kammer rechnen, deren drey Seitenwände ganz mit Figuren von übernatürlicher Gröſse bedeckt sind, von welchen die Hauptfigur den Namen des Radschob führt.

Von allen diesen Gruppen findet man bey Chardin, le Bruyn und Niebuhr Zeichnungen und Beschreibungen.

Die erste, in allem Betracht vorzüglichste, weitläuftigste und bekannteste Gruppe ist besonders von le Bruyn von vier Seiten, von Niebuhr aber nur von Einer Seite, nehmlich wie sich solche von dem Fuſse des Berges Rachmed, unterhalb des einen Grabmahls, nach le Bruyns Vorstellung dem Auge zeigt, dargestellt worden, welches auch in der That derjenige Gesichtspunkt zu seyn scheinet, aus welchem man sich den deutlichsten und vollständigsten Begriff von diesen Ruinen machen kann.

Die herrliche Ebene, in welcher Persepolis gebauet war, ist nach Chardins Berichte 18 bis 19 Stunden lang, und 2, 3, an manchen Orten bis 6 Stunden breit. Man ziehet hier die schönsten Persischen Pferde und anderes Vieh, bauet auch vortrefflichen Wein und Obst. Der gröſsere Araxes, der kleinere Puluar, und eine groſse Anzahl anderer kleiner Gewässer durchströmen sie. Den Eingang bilden hohe Berge, und die Ruinen des Pallastes von Persepolis gleichen von hier aus in der Ferne einem Amphitheater.

Die Steinart, aus welcher die Ruinen bestehen, ist noch nicht genau bestimmt. Chardin, Niebuhr und andere halten sie für Marmor.

Allein diese spiegelglatt polirten Steine sind von einer so aufserordentlichen Härte, dafs le Bruyn, der, um etwas von diesen merkwürdigen Alterthümern in sein Vaterland mitzubringen, durch einen Steinmetz Stücke davon abschlagen lassen wollte, diesen Zweck nicht erreichen konnte, weil die Werkzeuge eher als die harten Steine zerbrachen. Nur mit sehr vieler Mühe bekam er noch ein Stück aus einem Fenstergewände, auf welchem Schrift eingegraben war. Diese aufserordentliche Härte des Steins läfst daher zweifeln, dafs derselbe ein Marmor sey. Zu bedauern ist es, dafs unter allen Reisenden, die diese Alterthümer betrachteten, keiner hinlängliche geognostische und lithologische Kenntnisse hatte, um darüber bestimmte Nachrichten zu ertheilen. Le Bruyn ist indessen überzeugt, dafs alle die zu den hier gestandenen Gebäuden gebrauchten Steine aus dem Felsen selbst heraus genommen worden, ohne selbige aus der Entfernung zu holen; er nimmt sogar an, dafs ein grofser Theil des Gebäudes in den Felsen selbst gehauen worden sey. Übrigens mag der Umstand, dafs die Steine von verschiedenen Farben, als gelblich, weifsgrau und schwarz zu seyn scheinen, den le Bruyn verleitet haben, sie für Marmor zu halten; es ist aber leicht einzusehen, dafs man diese Verschiedenheit der Zeit und Witterung zuschreiben mufs. Die Steine selbst sind von einer so merkwürdigen Gröfse, dafs es unbegreiflich ist, wie die Bauleute solche ungeheure Massen haben heben und bewegen können. Es giebt deren, die 52 Fufs lang sind; die gewöhnlichsten haben zwischen 30 und 50 Länge und zwischen 4 bis 6 Fufs Höhe. Kalk wurde weder zu der Mauer, noch bey den innern Theilen des Gebäudes gebraucht; wohl aber sieht man noch Merkmahle, dafs die Steine durch Klammern verbunden gewesen, die aber schon längst verrostet sind; und doch liegen die Steine noch jetzt so genau auf und an einander, dafs man an vielen Orten kaum die Fugen erkennen, und an andern kaum ein Federmesser dazwischen bringen kann. Kurz,

man findet in ganz Europa wohl keine Mauer, welche mit mehrerem Fleiſse aufgeführt worden, als die bey diesen Alterthümern.

Der Geschichtschreiber Quintus Curtius sagt, daſs das ganze in diesem Pallaste befindliche Holz aus Cedernholz bestanden habe; le Bruyn hingegen bestreitet dieses aus dem Grunde, weil in Persien kein Cedernholz anzutreffen ist, giebt aber die Möglichkeit zu, daſs er geirrt habe. Ganz bestimmte Erklärungen dieser Ruinen sind übrigens nicht zu geben, weil nichts von dem übrig geblieben ist, was die eigentliche Form des Gebäudes anzeigte. Noch weniger lassen sich die Alterthümer, die man daselbst antrifft, ohne die dazu gehörigen Kupfer, oder ohne eine sehr weitläuftige und dabey trockne Beschreibung deutlich darstellen. Aus dem Ganzen ist indessen eher anzunehmen, daſs dieses Werk der Baukunst ein Pallast, als daſs es ein Tempel gewesen sey. Die ganzen Überreste dieser Alterthümer bilden übrigens eine Art von Amphitheater in drey Abtheilungen; die dritte, als die höchste, ist zugleich die gröſste, und man findet hier noch Spuren, daſs dieser Platz zu Wohnungen bestimmt war.

Allein nichts hat sich in seiner Vollkommenheit erhalten, nichts, was noch mit einer Dachung versehen wäre, oder was den Anschein hätte, vormals bedeckt gewesen zu seyn, nichts, wo man Spuren einer Symmetrie wahrnähme. Die durch die Länge der Zeit angehäufte Erde verhindert sogar die Höhe der übrig gebliebenen Mauern gehörig zu beurtheilen. Eine doppelte Treppe, vielleicht die schönste und dauerhafteste aller Zeiten, führet zu diesen Ruinen. Jeder Treppengang hat in der Mitte einen Ruheplatz. An der Treppe zur Linken besteht der untere Absatz aus 57, der obere aber aus 47 Stufen. Ihre senkrechte Höhe ist 33 Fuſs, jede Stufe 4 Zoll hoch und 14 Zoll tief. Die Steine derselben sind so groſs, daſs einer oft viele Stufen und mehr als die halbe Treppe ausmacht, und alles

ist so wohl gebauet, daſs man jetzt, ein paar tausend Jahr nachher, nachdem der Pallast zerstört worden, noch zu Pferde hinauf reiten kann. Diese schöne Treppe führt, nebst einigen andern weniger merkwürdigen, zu einer groſsen Colonnade, davon jetzt noch 17 Säulen aufrecht stehen. Keine derselben ist ganz unbeschädigt, sondern man muſs verschiedene Capitäle zusammen nehmen, um eine vollständige Zeichnung davon zusammen zu setzen. Die kleinste Weite, in der sie von einander stehen, ist 25 Schuh, die gröſste 50 Schuh. Diese noch schönen Säulen sind ungefähr 44 Fuſs zwischen der Basis und dem Capitäl, ungefähr 56 Fuſs im Ganzen hoch, und cannelirt; jede der 40 Cannelirungen ist 3 Zoll breit. Die Höhe des Fuſsgestells ist 6 Fuſs und einige Zoll; man kann sie aber nicht genau messen, weil sie in die Erde eingesunken sind. Der Durchmesser der Säulendicke ist 4 Fuſs, des Fuſsgestells vier und einen halben Fuſs. Einige dieser Säulen bestehen aus drey, einige andere aber aus vier Stücken, ohne die Capitäle. Es ist schwer auszumachen, ob diese merkwürdigen Säulen, welche drey Menschen kaum umspannen können, bestimmt waren, eine Decke, ein Gewölbe, oder irgend eine Art von Dachung zu tragen, oder ob Bildsäulen darauf gestanden haben. Im Ganzen genommen sind aber alle diese Säulen einander ähnlich, nur das Fuſsgestell derselben ist verschieden. Einige sind rund, andere viereckig; auch sind die Capitäle in Verzierungen verschieden, und haben mit keiner der bekannten Säulenordnungen Ähnlichkeit; welches nicht auffallen kann, da diese und andere Ägyptische Monumente älter sind, als die architektonischen Regeln der Griechen und Römer. So schön aber auch diese Säulen sowohl in Ansehung der Steinart, als auch der Genauigkeit ihrer Arbeit sind, so kommen sie doch nach Niebuhr in Absicht auf ihre Gröſse und Last bey weitem der Säule des Pompejus zu Alexandrien, ja nicht einmal den Säulen von Granit im Castell zu Kahira bey. — Da übrigens die erste Bestimmung

dieser Säulen, wie schon erwähnt worden, unbekannt ist, so läſst sich auch von dem Gebälke nichts gegründetes annehmen.

Die Reste von Wohnungen, die man hier noch antrifft, sind an 15 Fuſs hoch. Einige Behältnisse haben zwey Thüren, einige nur Eine, andere wieder eine groſse und zwey kleine, nebst Fenstern, und überall sind an Thüren und Fenstern drey Öffnungen anzutreffen. Im Durchmesser halten diese Wohnungen 8 Fuſs, auch nur 5 bey den kleinern; dieses war aber, der Landesart nach, wo man noch in unsern Zeiten keine Stuben hat, hinreichend. Die Steine in diesen Behältnissen sind mit der gröſsten Sorgfalt bearbeitet. Bey einigen Wänden derselben, wo sich Simse befinden, auch sogar bey den Verdachungen der Thüren, wird man Verzierungen von Blättern und andern Arten von Bildhauerarbeit gewahr.

An der Mittagsseite findet man in diesen Ruinen die am besten erhaltenen Gegenstände. Es sind eingeschlossene Plätze von 15 Fuſs ins Gevierte, mit sechs Thüren und zwölf Fenstern. Die Stärke der Mauern und der Fenster ist an manchen Orten 4 bis 5 Fuſs, die Fenster sind 3 Fuſs von der Erde erhöhet, und die Mauern alle mit halb erhabenen Figuren verzieret.

Unter diesen Alterthümern befindet sich ein groſser unterirdischer, in den Felsen eingehauener Gang, welcher vielleicht zu einer Wasserleitung gedient hat. Die Bauern aus dieser Gegend stehen in dem Wahne, daſs darin groſse Schätze verborgen seyen, wozu niemand kommen könne, weil man unterweges ein groſses mit Diamanten besetztes Rad antreffe, das sich beständig mit groſser Schnelligkeit umdrehe, und jeden, der sich ihm nähert, fortreiſse. Man kommt nur mit vieler Beschwerde in diesen Gang, weil er so niedrig ist, daſs man sich nur an wenig Orten aufrecht halten kann. Chardin, welcher mit Lebensgefahr darin vorzudringen wagte, fand dabey, ob er wohl Leute mit Fackeln bey sich hatte, doch alle Augenblicke so viel Hindernisse,

daſs er nicht weiter als ungefähr 50 Schritte gelangen konnte. Übrigens traf er darin nichts an, als viele Knochen von Thieren, und vorzüglich Bockshörner. Er muſste indessen die Sorgfalt, mit welcher der Felsen, dessen Seiten er spiegelglatt fand, bearbeitet war, bewundern.

In der Nähe dieser Alterthümer befinden sich noch andere merkwürdige Monumente. Dieses sind zwey Grabmähler, 400 Schritt weit von einander, aus weiſsem Marmor gehauen, und 30 Zoll hoch, 62 Zoll lang und 26 Zoll breit. Die Stücke, welche zur Decke dienten, und welche man auf der Seite liegen sieht, sind in die Runde geschnitten, haben 4 Fuſs Stärke, und sind von der Gröſse der Grabmähler, worin dermalen nichts als faules Wasser befindlich ist. Es ist schwer zu vermuthen, was in diesen Grabmählern bey ihrer Eröffnung gefunden worden; aber der innere Raum ist nicht sehr groſs, und ein todter Körper muſste darin sehr eingezwängt liegen. Es ist jedoch möglich, daſs sie für nicht ganz erwachsene Personen errichtet worden. Zwey Stunden davon befindet sich noch ein sehenswerthes Monument, welches auf einem Berge erbauet ist. Die Einwohner geben ihm verschiedene Namen, unter andern Naxi-Rustan, das ist, das Bild des Herkules, wegen der riesenhaften Gröſse der in der Vorderseite des Felsens eingehauenen Figuren. Der Name Rustan erweckt bey dem Morgenländer denselben Begriff von Gröſse, den der Name Herkules bey den Alten, oder des Roland oder Amadis in den mittlern Zeiten andeutete.

Dieser Berg besteht aus der nehmlichen Steinart, die man bey dem Pallaste findet, ist steil, hat aber nicht über 100 Fuſs Höhe. Die Arbeit an diesem Grabmahle übersteigt alle Vorstellung. Zwar hatte man die Materialien nicht weit zu holen; aber sie sind doch in solchen ungeheuer groſsen Massen bearbeitet, daſs dadurch das Wunderbare des Werks nicht vermindert wird, vorzüglich wegen der dabey wahrzunehmenden groſsen Sorgfalt in der Ausführung. Das Erstaunen steigt noch, wenn man die Bildhauerey an diesen

Grabmählern betrachtet, die mit der äuſsersten Feinheit in einen Stein, der den Marmor an Härte übertrifft, in einer riesenhaften Höhe, und in so groſser Menge angebracht ist.

Indem ich zu den an allen vorgedachten Monumenten befindlichen Werken der Bildhauerkunst und Inschriften übergehe, glaube ich, des Grafen von Caylus scharfsinnige Urtheile und Gründe über diese Alterthümer damit verbinden zu können, aus denen derselbe mit der gröſsten Deutlichkeit und Wahrscheinlichkeit darzuthun suchet, daſs die Alterthümer zu Persepolis ein Werk der Ägypter sind.

Die Fläche, auf welcher die Monumente selbst angelegt waren, enthält einen Raum von 20 Morgen. Um diese Fläche zu erhalten, hat man den Fuſs des felsigen Berges eben machen müssen; eine Arbeit, die bey Aufführung der Ägyptischen Pyramiden ebenfalls nöthig war. Die unterirdischen Arbeiten an den Pyramiden sind bekannt, und man bemerkt deutlich, daſs sie zum Model der unterirdischen Gänge bey Persepolis gedienet haben. Die Gröſse der Steine, die bey dem Baue von Persepolis angewendet worden; die Stufen bey den groſsen Treppen; das mit Basreliefs überhäufte Treppengeländer: alles dieses zeigt denselben Geschmack und die Geduld, die an den Ägyptischen Monumenten nicht zu verkennen sind. Diese Basreliefs selbst stellen lange Reihen von Figuren vor, von 2 Schuh 9 Zoll Höhe, welche theils durch besondern Kopfputz sich auszeichnen, theils Waffen oder andere Geräthschaften tragen, theils Thiere verschiedener Gattung führen. Sie folgen hinter einander, als in einem Zuge, sind aus dem Steine gehauen, und durch eine Art von pyramidenförmigen Bäumen unterbrochen. Nur der Unterschied ist dabey zu bemerken, daſs die Ägypter ihre Figuren eingruben, oder hohl ausarbeiteten, und ihnen dadurch eine groſse Dauer sicherten; die Figuren zu Persepolis aber erhaben sind, die Füſse ausgestreckt liegen, und mehr Leben als die Figuren der Ägypter haben. Man trifft

bey den Ruinen zu Luzzor und bey verschiedenen, welche zwischen dem ersten und zweyten Katarrhacte des Nils befindlich sind, Capitäler von Säulen an, welche einige Ähnlichkeit mit denen bey Persepolis haben; auch der bekannte heilige Käfer der Ägypter findet sich in den Grabmählern zu Persepolis.

Vorzüglich auffallend ist aber diese Nachahmung des Ägyptischen Geschmacks bey den erwähnten Grabmählern. Alle Reisende kommen darin mit einander überein, daſs der Zugang zu selbigen unbekannt ist, wie auch die Mittel, deren sie sich bedienten, um die Leichen hinein zu bringen, da die Thüren, welche man wahrnimmt, blinde Thüren sind, und bloſs die Neugierde der Reisenden hat den engen Zugang geöffnet, durch welchen man sich in das Innere dieser Grabmähler zwängen kann.

Es ist daher mit Gewiſsheit anzunehmen, daſs der Berg, in welchem sich diese Grabmähler befinden, unterirdische Zugänge zu denselben enthält. Wie ähnlich ist dieses nicht den unterirdischen Zugängen zu den Ägyptischen Pyramiden, wie deutlich herrscht auch hier die Sorgfalt, den Eingang zu den Grabmählern zu verbergen, um den Todten eine ununterbrochene Ruhe zu sichern! Auch die Särge in den Grabmählern zu Persepolis haben mit den Särgen in den Pyramiden Ähnlichkeit, und sind nur in den Maſsen unterschieden.

Diese von dem Grafen Caylus dargethane Übereinstimmung der Gebräuche und Unternehmungen der alten Perser und der Ägypter wird aber schon in den alten Schriftstellern angeführet. In der Gröſse der alten Persischen Grabmähler erkennt man die herrschende Neigung der Morgenländer, in den Augen der Nachkommen das Ansehen einer riesenhaften Gröſse zu erlangen. Dem Ägypter war diese Neigung im höchsten Grade eigen. Die Colonien, welche Sesostris in Persien anlegte, behielten diese Vorliebe für das Auſserordentliche.

Die Bildhauerarbeit zu Persepolis ist übrigens der Ägyptischen ganz gleich: die Figuren zu Persepolis zeigen wenig Leben und Bewegung, nur

hat man die Umrisse mit mehr Sorgfalt zeichnen wollen, wodurch sie steif und gezwungen scheinen; die Muskeln sind an den nackenden Figuren nicht ausgedrückt, und die Drapperien schwerfällig, jedoch die Proportionen sowohl bey den gröſsern als kleinern Figuren gut beobachtet, die Verzierungen aber bloſs an den Sesseln und Treppen verschwendet worden.

Kurz in allen diesen Arbeiten erblickt man den Ägyptischen Geschmack, und die knechtische Nachahmung einer Natur, welche der Verschönerung bedarf. Nimmt man hierzu noch, daſs die Perser selbst eine ununterbrochene Verbindung mit den Ägyptern behaupteten, so scheint es ziemlich erwiesen zu seyn, daſs die Erbauer von Persepolis Ägypter waren.

Zu wünschen wär' es, daſs man mit eben so viel Zuverlässigkeit über die Bestimmung der zerstörten Gebäude, ob sie nehmlich zu einem Tempel oder zu einem königlichen Pallaste gehört haben, urtheilen oder Vermuthungen wagen könnte. Le Bruyn hat in seiner Reisebeschreibung sehr weitläuftig die Gründe angegeben, aus denen er annimmt, daſs die Ruinen von Chelminar oder Persepolis die Trümmer eines ehemaligen Pallastes sind. Dieser Reisende hielt sich drey Monat lang in Chelminar auf, die er bloſs dazu anwendete, die Ruinen zu zeichnen und auszumessen: das fortgesetzte Nachdenken am Orte selbst, und der stete Anblick dieser Gegenstände geben daher seinen Beobachtungen einen vorzüglichen Werth vor dem was andere, die sie nur flüchtig besahen, davon urtheilen.

Ein wichtiger Grund für die Meinung, daſs die Gebäude zu Persepolis nicht zu einem Tempel bestimmt gewesen sind, liegt darin, daſs die Erbauung eines Tempels, allen alten Nachrichten zu Folge, nach dem vom ältern Zoroaster herrührenden Religionsbegriffen der Perser unerlaubt war. Es läſst sich daher schwer einsehen, warum die Perser solche ungeheure Summen und so viel Zeit auf die Aufführung eines unbrauchbaren und sogar religionswidrigen Gebäudes hätten verwenden sollen. Die Figuren

an den Trümmern zu Persepolis deuten aller Wahrscheinlichkeit nach auf einen Persischen König, welcher die Huldigung und den Tribut seiner Unterthanen einnimmt. Noch zu den Zeiten des le Bruyn war der Gebrauch in Persien, daſs der Sophi sich alle Jahre den zwanzigsten März in groſsem Pompe seinen Unterthanen zeigte, und Geschenke von verschiedenen Ständen erhielt, welche Feyerlichkeit in der Hauptstadt des groſsen Moguls ebenfalls alle Jahre begangen wird. Die Persischen Künstler übertreffen übrigens, wie schon erwähnt worden, die Ägyptischen in der Zeichnung der Köpfe, stehen ihnen aber in der Kenntniſs der Verhältnisse nach.

In den Altpersischen Arbeiten erblickt man keine andere, als ganz bekleidete, sogar fast durchgehens auf gleiche Art gekleidete Figuren, ohne die geringste Mannigfaltigkeit, und immer mit geradem Faltenwurf. Da die Perser nie entblöſst erschienen, indem das Nackende als ein ungünstiges Merkmahl angesehen wurde, ihre Kleidung aber keinen vortheilhaften Zuschnitt hatte, so konnten die Persischen Künstler das Nackende nicht studieren, und sich nicht nach schönen Formen bilden.

Die bey und um Persepolis anzutreffenden Figuren von Menschen und Thieren, so wie die andern Verzierungen, können zwar, gleich den Ägyptischen, sinnbildliche Bedeutungen haben. Die Perser opferten Pferde der Sonne, Stiere dem Monde; und so deutete das Pferd zugleich auf die Schnelligkeit des Ganges der Sonne, der Stier auf den Ackerbau, über welchen der Mond herrschte.

Da man indessen auf den Basreliefs zu Persepolis auch Kameele, Esel und Böcke erblickt, so ist es eben so möglich, daſs diese, so wie die andern Figuren, bloſs das vorhin erwähnte Fest eines Königs und die bey solchem dargebrachten Geschenke darstellen.

In den oft gedachten Grabmählern unweit Persepolis sieht man bey einem Altar, auf dem das heilige Feuer brennt, eine nach Art der Medier

bekleidete Figur, welche man für einen König hält, mit einem langen Gewande, die eine Krone auf dem Haupte hat, und in der Hand eine halb gebogene Schlange hält. Durch eine halb gebogene Schlange bezeichneten die Alten einen König, dessen Reich von keinem groſsen Umfang ist, einen mächtigen Monarchen hingegen durch eine vollkommen rund gebogene Schlange, welche den Schwanz mit den Zähnen fasset.

Endlich muſs ich noch der alten Inschriften gedenken, die an den Treppenwänden und an den Grabmählern bey Persepolis gefunden werden.

Es giebt deren in verschiedenen Schriftzügen, als in Griechischen, Altsyrischen und Arabischen. Auſser diesen unterscheidet aber Chardin noch zwey Arten von unbekannten Charakteren an denselben. Die eine Art, welche an allen den verschiedenen Alterthümern daselbst gefunden wird, nennet er den eigenthümlichen und ursprünglichen Charakter; der andern, welche er für schlechter hält, giebt er den Namen des neuen Charakters.

Die meisten Inschriften sind von der zwoten Gattung, die nach Chardin ein undeutliches Ansehen hat, und schlecht gearbeitet ist; dagegen die Buchstaben der ersten Gattung gefällig geformt und gut erhalten sind. Man findet darunter groſse und kleine Buchstaben, und es giebt deren bis 3 Zoll groſs. Man möchte fast vermuthen, daſs sie vergoldet gewesen sind, indem verschiedene derselben noch einen Schimmer von Gold haben; und es ist in der That unbegreiflich, daſs die Länge der Zeit diese Vergoldung nicht ganz hat zerstören können. Diese Altpersische Schriftart bestehet bloſs aus zwo Figuren, deren eine die Gestalt eines Winkelhakens, die andere aber keine leicht zu bestimmende Gestalt hat, man müſste sie denn pyramidalisch oder keilförmig nennen. Beyde Figuren sind nicht immer auf die nehmliche Art, wie bey unsern Buchstaben gebräuchlich ist, sondern auf so mannigfaltige Art gestellt, daſs man an

50 verschiedene Anwendungen derselben, oder eben so viel Buchstaben rechnen kann. Zu den Zeiten Chardins hat man von dem Sinne dieser Schrift noch nichts entdecken können.

Die Kühnheit, die zur Unternehmung, der Muth, die Beharrlichkeit und die Geschicklichkeit, die zur Ausführung solcher riesenhaften Werke, als die Ruinen verkündigen, erfordert werden, und die Dunkelheit, die über ihre ehemalige Bestimmung verbreitet ist, haben mit Recht die Aufmerksamkeit vieler Reisenden und den Forschungsgeist großer Köpfe auf sich gezogen.

So wenig es aber hier der Ort ist, auf die verschiedenen Erklärungen tief einzugehen, muß ich doch eines neuern Gelehrten gedenken, der eine von den bisher angenommenen Meinungen ganz abweichende Hypothese vorgetragen hat. Dieses ist der Herzoglich Meklenburgische Hofrath und Professor des Natur- und Völkerrechts zu Rostock, Herr Samuel Simon Witte, der im Jahre 1789 ein Werk unter dem Titel: Über den Ursprung der Pyramiden in Ägypten und der Ruinen von Persepolis, herausgegeben, und darin auszuführen gesucht hat, daß die Ägyptischen Pyramiden, und die mit ihnen zu Persepolis in Verbindung und Ähnlichkeit stehenden Denkmahle, einen vulkanischen Ursprung haben, und daß sie zum Theil, wie z. B. die Pyramiden, Basalt-Auswürfe, zum Theil aber, als die Labyrinthe und Katakomben, Ausgüsse von Lava, und daß insonderheit die Pyramiden wahrscheinlich auf eben die Art, wie der rothe Felsen von Landriat, in ihrer gegenwärtigen Gestalt ganz durch das unterirdische Feuer aus der Erde heraus gehoben worden seyen. Zur Bestätigung seiner Behauptung beruft er sich ferner auf die Ruinen von Persepolis, und demnächst auf die ihnen ähnlichen Ruinen von Palmyra und Balbeck, und legt diesen ebenfalls einen vulkanischen Ursprung bey. Den Ursprung der auf den Pfeilern und Wänden der Ruinen von Persepolis befindlichen Figuren und Inschriften sucht er aus natürlichen Ursachen herzuleiten. Es wird dabey eine zwiefache Art angenommen,

wie die flüssige Basaltmasse entweder durch innere Gährung in verschiedener Richtung sich auszudehnen veranlasset worden, oder sich über andere in ihrem Wege gefundene Körper gemodelt, und so die Gestalten gebildet habe, denen nachher die Einbildungskraft Namen und vorherige absichtliche Bestimmung beygelegt hätte. In Ansehung der Inschriften an den Ruinen in Persepolis aber wird vermuthet, daſs sie von Bohrmuscheln oder Pholaden herrühren.

So viel Belesenheit und Scharfsinn aber auch in der Ausführung dieser Meinungen angewandt ist, so werden sie doch noch immer manchem Zweifel unterworfen bleiben, wenn man das viele unverkennbar Planmäſsige erwägt, das sich in diesen Ruinen, aller Verwüstungen ungeachtet, noch darstellt. Weit entfernt übrigens, an der gelehrten Streitigkeit Theil zu nehmen, die darüber zwischen dem Autor dieser Hypothese und einem Niebuhr, Ebeling und von Humboldt entstanden ist, kann ich doch nicht umhin, eine hierher gehörige Nachricht eines neuern Reisenden, von dessen Beobachtungen über das Morgenland viel Interessantes zu hoffen ist, anzuführen.

Herr Usko, Prediger zu Smyrna, welcher während seiner dortigen Anstellung, in den Jahren 1789, 1792, 1795 und 1796 Reisen nach dem Orient, und zwar zuletzt über Halep nach Mesopotamien, Bagdad, Hella und dem alten Babylon, dann nach Persien, nehmlich über Hamadan nach Ispahan, Persepolis, Schiras und Basra machte, hatte, als er am Ende des Jahres 1798 durch Berlin nach Smyrna zurück ging, „Steine vom alten Babylon bey sich, welches er mit Niebuhr und andern Reisenden in den Ruinen unweit der Stadt Hella am Euphrat glaubt annehmen zu müssen.

„Diese in ungeheurer Menge dort liegenden Steine sind sämmtlich von gebrannter Erde, und bezeugen, den Nachrichten aller Alten gemäſs, die Ruinen

— — — der Hauptstadt,
Welche Semiramis einst mit thönernen Mauern befestigt.

„Die Stücke, welche Herr Usko bey sich hatte, waren viereckig, und mit Charakteren bezeichnet, der bekannten Keilschrift völlig ähnlich, die man auf den steinernen Prachttrümmern von Persepolis findet. “ *)

Sollte dieser Umstand nicht die Meinung unterstützen, daſs jene Inschriften an den Ruinen von Persepolis Kunstwerk der Menschen, wie an den Steinen zu Babylon, waren?

Doch ich breche davon ab, um einen Augenblick bey den Fragen zu verweilen: Warum findet man bey den Alten so viele ausgeführte Werke der Baukunst, deren uns unbegreifliche Gröſse unser Staunen erregt? und warum werden dergleichen in neuern Zeiten so selten oder gar nicht unternommen?

Brennende Begierde, sein Andenken durch Staunen erregende, der Ewigkeit trotzende Monumente auf die späte Nachwelt zu bringen, war wohl die Triebfeder solcher Unternehmungen, die bey einem nicht richtig gebildeten Geiste oft in nutzlose Prachtgebäude ausarteten.

Die Ausführung selbst ward nicht so schwer, als sie in unsern Zeiten fallen würde. Ein mächtiger Sieger benutzte die Arbeit überwundener und gefangen hinweg geführter Völker, ohne, auſser spärlicher Kost, ihnen einen Lohn zu reichen; und wenn auch die Unterthanen selbst zu solchen Bauen gebraucht wurden, so erleichterte in jenen Zeiten die Seltenheit des Geldes, der Überfluſs an Lebensmitteln, und die Niedrigkeit des Tagelohns die Bestreitung des erforderlichen Aufwandes. —

Wie ganz anders ist alles dieses jetzt beschaffen! — So stark auch noch der Durst nach Ruhm in groſsen Seelen seyn mag, so hat er doch eine vielfachere Richtung genommen, und wird sehr von Unternehmungen der gedachten Art theils auf minder glänzende, aber nutzbarere Gegenstände gelenkt, theils durch politische Verhältnisse und die dadurch vermehrten

*) S. Neue Berlinische Monatsschrift. März 1799, S. 237, 238.

Ausgaben des Staats von der Ausführung abgehalten. Die Kosten selbst sind gestiegen, und tausend brauchbarere Arbeiter sind auf andere Weise zum Besten der Menschheit beschäftigt. — Diese gewinnt daher vielleicht bey dem Tausche. — Allein immer bleibt es zu wünschen, daſs der Geschmack an groſsen Werken der Baukunst, an Straſsenbau, Führung von Canälen, nicht verlösche, und daſs durch dergleichen viel umfassende Unternehmungen das Glück der Menschheit befördert, dem arbeitsamen und geschickten Arbeiter Gelegenheit zum Erwerb verschafft, und zur Verschönerung des Lebens guter Geschmack erhalten und verbreitet werde.

Indessen zeigt unter andern die Peterskirche in Rom, daſs auch die Neuern Werke der Pracht und der Kunst aufgeführt haben, die noch in den spätesten Zeiten die Bewunderung der Nachwelt erhalten werden, und unerachtet aller vermehrten Hindernisse, können auch noch jetzt kostbare und beschwerliche Unternehmungen, als Heerstraſsen, Canäle und dergleichen, sogar in mittlern Staaten ausgeführt werden, wenn ein weiser Regent sie mit überlegtem Muthe beschlieſst, mit wohl geordneter Sparsamkeit einen entbehrlichen Theil der Staatseinkünfte dazu aussetzt, und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit über der Ausführung des Plans wachet, ohne sich dadurch stören zu lassen, daſs die Früchte dieser Aussaat nicht gleich genossen werden, sondern die wohlthätigen Folgen davon vielleicht erst spät können empfunden werden.

Ich gelange nunmehr zu der Beschreibung des hier beygefügten Blattes.

Es stellet dasselbe einen im Altpersischen Geschmack verzierten Saal vor, wo die vorzüglichsten an den Ruinen zu Persepolis noch vorhandenen Figuren, ingleichen die dort gefundenen Schriftzüge angebracht sind. In der Ferne sieht man die Ruinen von der Abendseite, wo sie sich am vortheilhaftesten zeigen.

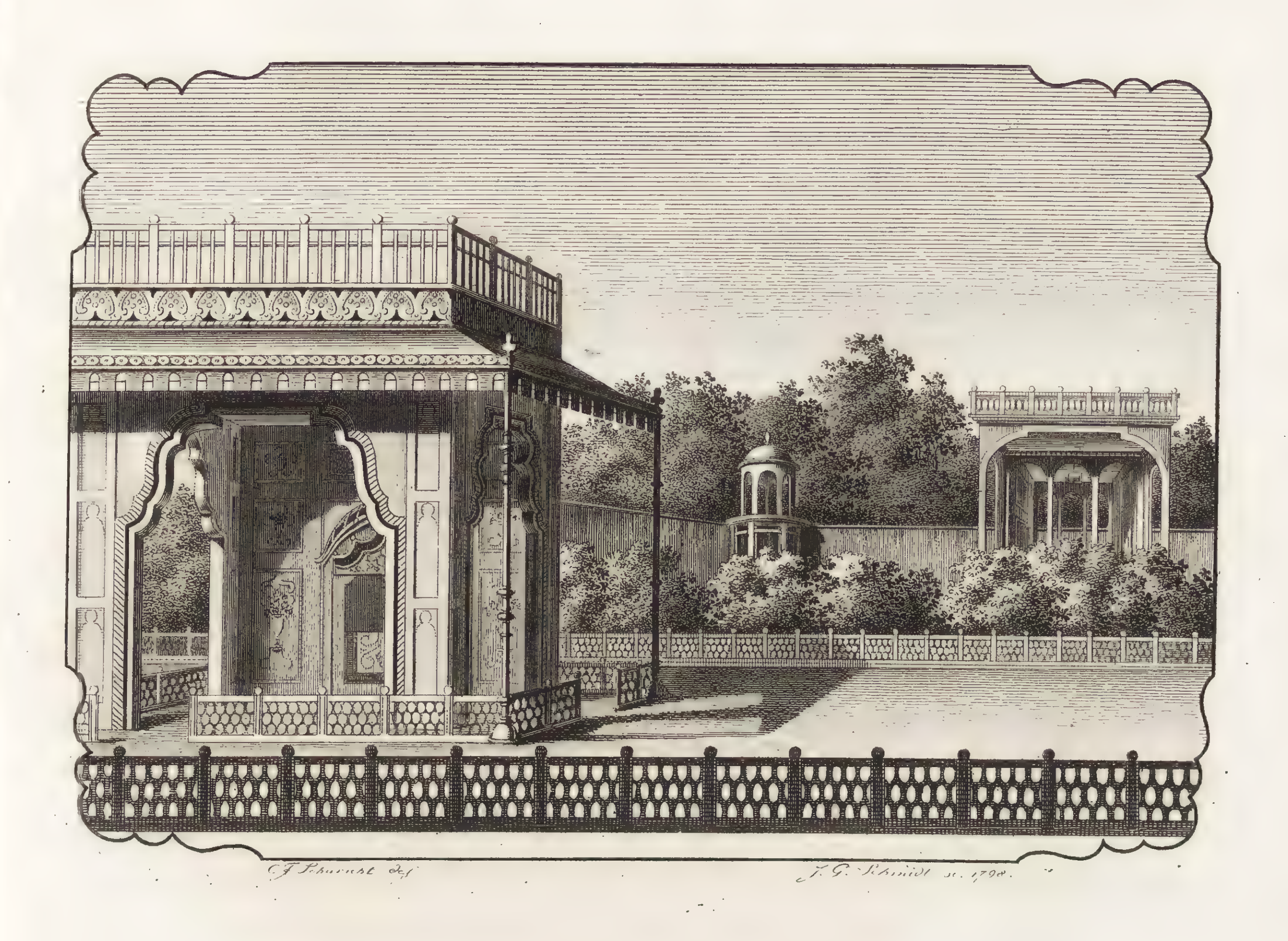
Das zwote Blatt enthält einige in diesem Geschmack angegebene Meubles.

Die hierbey hauptsächlich benutzten Schriften sind:

Voyages du Chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l' Orient. IV. Tomes. à Amsterdam. 1735. 4. *c. f.*

Voyages de Corneille le Bruyn par la Moscovie en Perse et aux Indes orientales. V. Tomes. à Paris. 1725 4. *c. f.*





Ostindischer Geschmack.

Die Dunkelheit, welche über die alte Geschichte von Ostindien herrscht, ist, wegen der grofsen Entfernung dieser Gegenden, der Neigung ihrer Bewohner zum Wunderbaren, und wegen der wenigen guten und zuverlässigen Quellen dieser Geschichte, fast undurchdringlich. Die Nachrichten, die wir bis jetzt durch Reisende haben, sind sehr unvollständig.

Nach der allgemeinen Meinung werden die Indier für die ersten Einwohner der Erde angesehen. Wenn man auch dieses nicht mit Gewifsheit behaupten kann, so hat es dennoch viel Wahrscheinlichkeit für sich; denn schwerlich waren von Eis und nordischer Kälte gedrückte Gegenden, oder die brennenden dürren Sandwüsten Libyens die Wiege der Menschheit. Der Boden, welcher die ersten Menschen entstehen sehen sollte, mufste freygebig seyn, um dem neu hervorgegangenen Menschen die nöthigsten Bedürfnisse darzubieten, ohne grofse Anstrengung zu erfordern. Indien allein trägt Spuren dieser ursprünglichen Fruchtbarkeit; alle übrige Theile unsers Erdballs zeigen die Beweise, dafs ihre Bewohner durch anhaltende Arbeit von der mütterlichen Erde Nahrung, Wohnung und jedes Bedürfnifs erkämpften. Die Mosaische Geschichte bestätiget diese Meinung, indem sie angiebt, dafs der erste Wohnplatz der Stammältern des menschlichen Geschlechts in der Nähe der Quellen des Ghison, des Tiger, des Ganges und des Euphrat war. Zwar haben einige verdienstvolle und scharfsinnige Gelehrte, als Linnée und Bailly, die ersten Menschen nach Sibirien versetzt, und behauptet, aus diesem Lande wären Auswanderungen auf den übrigen Theil des Erdbodens erfolgt, unter andern aus dem Grunde, weil dieses das einzige Land sey, wo das Korn, ohne dafs es der Bearbeitung des Bodens bedürfe, von selbst wachse.

Diese Meinung würde viel für sich haben, wenn man das Korn als ein Nahrungsmittel ansehen könnte, das zu unserer Erhaltung unumgänglich nothwendig wäre. Es ist aber erwiesen, dafs der Mensch von demselben in seinem natürlichen Zustande keinen Gebrauch macht, weil es, um geniefsbar zu seyn, einer künstlichen Zurichtung bedarf, die der rohe Naturmensch ihm zu geben nicht sogleich im Stande ist. Überdiefs leben noch in den gegenwärtigen Zeiten die meisten Menschen ohne Brod, da

der Reifs hingegen, welcher das vorzüglichste Nahrungsmittel der Indier ist, der Menschheit angemessener zu seyn scheint.

Übrigens ist Sibirien nicht das einzige Land, wo das Getreide ohne Wartung wächst, indem es Sicilien z. B. ebenfalls von selbst hervorbringt. Bailly führt noch die reichen Vorräthe von Salpeter als einen Beweis der Bewohnbarkeit eines Landes an; allein diefs ist keinesweges überzeugend. Die unbewohnbaren Indischen und Peguanischen Gebirge enthalten dessen genug. Auch in Europa enthält der Erdboden eben so viel Salpeter als der Asiatische, weil er überhaupt einen Bestandtheil unsers Erdballs ausmacht; aber er entwickelt sich nur nach einer lebhaften und lang anhaltenden Gährung, welche in Indien durch die Sonnenhitze mehr als in unserm kalten Himmelsstriche begünstiget wird.

Ohne indessen eine Auflösung dieser gelehrten Aufgabe zu versuchen, kann man doch so viel als ausgemacht annehmen, dafs man in Indien die Spuren des höchsten Alterthums wahrnimmt, und dafs einst die ersten Strahlen des Verstandes in diesem Klima glänzten, da die Entwicklung seiner Fähigkeiten durch ungestörte Befriedigung der physischen Bedürfnisse eben so sehr begünstiget, als im Gegentheil durch ununterbrochene Rauhigkeit des Himmelsstrichs erschweret wird.

Überdiefs suchten fast alle Völker die ersten Anfangsgründe ihrer Kenntnisse aus diesem Lande zu schöpfen, und selbst Pythagoras, einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, verliefs Griechenland, um bey den Braminen nach Weisheit zu forschen. Auch das Bestreben Alexanders und anderer Krieger, in diesen Gegenden Eroberungen zu machen, konnte nur durch die grofsen Vorstellungen, die man von der Schönheit, der Fruchtbarkeit und dem Reichthum dieser Länder hatte, gereitzt werden.

In jenem ältern glänzenden Zeitpunkte schöpften die übrigen Völker in Indien Lehren der Religion und bürgerliche Gesetze; Ägypten und Grie-

chenland dankten dem Morgenlande ihre Myrten und ihre Weisheit. Billig erstaunt man aber, wenn man ein im Alterthume blühendes und glänzendes Reich jetzt in einer verachteten Lage, — wenn man da nur schwache Dämmerung erblickt, wo einst Weisheit im vollen Lichte glänzte.

Allein dieses schöne Land war von der Natur zu sehr begünstigt, um nicht der Gegenstand der Habsucht näherer oder entfernterer Herrscher zu werden; es war zu weitläuftig, um lange unter Einem Herrscher zu stehen. Kriegerische Völker überzogen diese glücklichen Gegenden, unterjochten die ursprünglichen Einwohner, verdrängten ihre Sprache, und mit dieser das Gefühl der Selbstständigkeit, so wie die reine Kenntniſs väterlicher Weisheit.

Die Braminen der verschiedenen Gegenden suchten nun die alten Lehren in ihren Schriften aufzubewahren und zu erklären. Aber eben diese Erklärungen waren der Ursprung vielfacher Meinungen, Irrthümer und Erdichtungen, die durch den Hang zu einer bilderreichen Sprache begünstiget wurden. So entstanden die verschiedenen Meinungen von den Namen, der Geburt und den Handlungen ihrer Gottheiten, und die Verschiedenheit ihrer Feste und religiösen Gebräuche.

Das neue Reich des Eroberers konnte seines Umfangs wegen, nicht lange ein Ganzes bleiben; stets wurde es durch innere Unruhen erschüttert, und zuletzt vollendeten die Europäischen Nationen dessen Zerstückelung. Seitdem Ostindien den Europäern genau bekannt geworden, hat dieses weitläuftige Gebiet ihre Habsucht immer gereitzt, und immer haben sie, bald als Sieger, bald als Besiegte, gesucht, einander zu verdrängen, dadurch aber dieses vortreffliche Land in eine Art von Einöde, von welcher ein groſser Theil nur von wilden Thieren bewohnt wird, verwandelt.

Im Allgemeinen werden unter dem Namen von Ostindien alle Länder und Reiche des südlichen Asiens verstanden, die sich von den östlichen

Grenzen Persiens bis zu den östlichen Küsten von China erstrecken. Unter dieser Benennung sind alsdann auch die Inseln des Japanischen Reichs, und die Maleyischen Inseln begriffen, die nach Süden zu bis an die Küsten von Neuholland, ostwärts aber bis an unbekannte Länder reichen. Allein ich schränke mich hier auf das in Asien und Europa unter dem Namen Hindostan bekannte Reich ein, dessen westlicher Theil, theils vom Meere begrenzt, theils von Persien und der Usbekischen Tartarey durch Wüsteneyen und durch das den Alten unter dem Namen Paropanisus bekannte Gebirge, gegen Norden durch den Kaukasus, von mannigfaltigen Nationen, und von Thibet, so wie ferner, vom Kaukasus an bis Chitigan, durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Tapen, Assam und Ärakam getrennet ist: von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin, und von diesem wieder nach Persien zurück, wird Hindostan von der See umgrenzt.

Dieses Land nun wird theils von Mohren, welche Mahomedaner sind, theils und eigentlich von den Hindu's, einem gutmüthigen aber jetzt unthätigen Volke, bewohnt, bey welchem verschiedene Ursachen sich vereinigen, um jede Fortschritte in der Kunst und Ausbildung des Geschmacks zu hindern. Unter diesen Ursachen ist unstreitig die unter den Indianern herrschende Unthätigkeit eine der vorzüglichsten. Dieser Hang zum Nichtsthun ist so mächtig, daſs er als Grundsatz befolgt, und auf der Küste von Koromandel in dem gewöhnlichen Sprichwort gelehrt wird: Gehen ist besser als Laufen, Sitzen besser als Stehen, und Liegen das allerbeste. Wie können aber Künste und Wissenschaften in einem Lande blühen, dessen Bewohner eine fast unüberwindliche Neigung zur Unthätigkeit haben, und durch deren Befriedigung immer unfähiger werden, sich wirksam zu zeigen? Der Unthätige, sagt ein beliebter Schriftsteller, *) ist wie der kahle, schlummernde

*) Streithorst in der Deutschen Monatsschrift 1795.

Baum im Winter, der nichts aus sich selbst hervorbringt, und nur ein Spiel der Witterung ist; der Thätige aber, wie ein schöner Fruchtbaum, an welchem alles in voller Bewegung und Arbeit ist, der im Lenz in lieblicher Blüthe, und im Herbst mit seinen schönen Früchten da steht; oder: wie das Wasser, das in einem Bach oder Strom in beständiger Bewegung ist, seine Natur behält, und immer brauchbar bleibt, so auch die Kräfte des Menschen, wenn sie beständig auf eine zweckmäſsige Art angewendet werden. Wie aber das stehende Wasser in Fäulniſs übergeht und die Gegend umher verpestet, so arten auch die Kräfte, die nicht gehörig gebraucht werden, aus, und werden verderblich. Unthätigkeit, sagt Franklin, friſst, gleich dem Rost, geschwinder, als Arbeit abnutzt, da der gebrauchte Schlüssel hingegen immer glänzend ist.

Verschiedene Umstände veranlassen und verstärken diesen schädlichen Hang. Das Klima in Ostindien ist schön, und der Erdboden in dem gröſsten Theil dieses groſsen Reichs so gut geartet und so auſserordentlich fruchtbar, daſs der Ostindier keine sonderliche Mühe und Arbeit anwenden darf, um sich die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Überall aber wird die Thätigkeit des Menschen durch allzu groſse Freygebigkeit der Natur eingeschläfert, seine Energie erschlafft, und nur zu gern überläſst er sich dann dem Genusse eines mindern, aber ohne Anstrengung erreichten behaglichen Zustandes, anstatt gröſseres Glück mit Anstrengung zu erarbeiten. Indem der Mensch sich nun der Indolenz überläſst, von seinen körperlichen Kräften keinen Gebrauch macht, wird er selbst nach und nach schwächer, und zu allen Unternehmungen, die Anstrengung der Geisteskräfte, anhaltenden Fleiſs, Erduldung von Beschwerden und Beharrlichkeit erfordern, unfähiger. Dieses ist auch der Fall bey den Ostindiern. Schon ihr Körperbau ist zart, ihre Hände besonders gleichen einer feinen Weiberhand, und scheinen nicht in dem unter uns angenommenen Ver-

hältnisse mit den übrigen Theilen ihres Leibes zu stehen, welcher gewöhnlich mehr als Mittelgröſse hat. Ihre Sitten entsprechen diesem zarten Gliederbau, sie sind mild und ruhig; und ihre wenige Lebhaftigkeit, ihre Stille des Geistes veranlasset bey ihnen eine den Europäern nicht gemeine Tugend, sie unterbrechen nehmlich niemanden im Sprechen, sondern warten ruhig bis er zum Schlusse kommt, und antworten dann vollkommen ehrerbietig und gefaſst. Übrigens ist der Indier gemeiniglich mager, und scheint durch die groſse Sonnenhitze ausgetrocknet.

Eine Folge dieser Unthätigkeit ist die Anhänglichkeit der Ostindier an allen hergebrachten Sitten, Gebräuchen und an der Art, wie sie und ihre Vorfahren jede Arbeit verrichtet haben. Der Ostindier geht nicht durch Nachdenken und mehrere Bemühung zu leichterer Bearbeitung der Naturprodukte fort.

Ihre Handwerker scheinen daher den Europäern sehr einfach, weil sie zu ihren Arbeiten sehr weniger Handwerksgeräthe benöthiget sind. Der Ostindische Zimmermann z. B. kennt weiter nichts als den Hobel, den Hammer und noch einiges weniges Handwerkszeug, und der bloſse Erdboden dienet ihm als Unterlage. Dafür hat er aber auch zu einer Arbeit, die in wenig Tagen bewerkstelligt werden könnte, einen ganzen Monat nöthig. Man mag sich alle ersinnliche Mühe geben, um ihn eine geschwindere und leichtere Art, das Holz von einander zu trennen, zu lehren, so bleibt er dennoch bey seinem mangelhaften Verfahren, um nur nicht seine Geisteskräfte anzustrengen und neue Handgriffe zu lernen.

Der Schmid hat sein Handwerksgeräthe und seinen Ofen überall bey sich, und arbeitet an jedem Orte, wo man ihn beschäftigen will. Er errichtet seine Schmiede vor dem Hause, wo er hingerufen worden ist, und mit ein wenig zusammen gekneteter Erde errichtet er eine Mauer, vor welche er seinen Ofen setzet; hinter dieser Mauer sind zwey Blasebälge von Leder,

welche der Lehrling in Bewegung erhält; ein Stein dienet ihm zum Ambofs, und in einer Zange, einem Schlägel, einem Hammer und einer Feile bestehen seine ganzen Geräthschaften.

Fast auf eine eben so einfache Art verrichtet der Goldschmid seine Arbeit, und noch haben diese eben so wenig, als die Chineser, bis hierher dahin gelangen können, dem Gold und Silber eine Politur und dem Golde verschiedene Farben zu geben. Indessen schätzet man ihre Filagran-Arbeit, zu welcher mehr beharrliche Geduld als Anstrengung gehört.

Der Feldbau befindet sich aus diesen Gründen ebenfalls in keiner bessern Verfassung. In ihren Gärten findet man nichts als Bohnen und einige wenige andere Pflanzen; das Pfropfen der Bäume ist ihnen ganz unbekannt. Da sie den Reifs, der ihre einzige Nahrung ist, ohne grofse Mühe bauen, so erlaubt ihnen ihre Trägheit nicht, sich mit dem Anbau anderer Gewächse bekannt zu machen. Allein nicht genug, dafs die Wärme des Himmelsstrichs den Ostindier abgeneigter gegen die Beschwerden der Arbeit macht, dafs ihn die Fruchtbarkeit des Bodens fast ohne alle Mühe nährt, dafs er daher fest an den ererbten väterlichen Gewohnheiten hängt, fehlt ihm noch die grofse Triebfeder, die den an sich nach ruhigem Genufs strebenden Menschen so oft in Thätigkeit setzt — ihm fehlt der Wunsch sich auszuzeichnen und in eine glücklichere Lage empor zu steigen. Und wenn er auch diesen Wunsch hätte, so würde er ihn nicht befriedigen können, weil die Hindu's sich in verschiedene Volksstufen oder Kasten theilen, und nie aus der Kaste, in welcher sie geboren sind, in eine höhere rücken, nie andere, als die derselben angewiesenen Beschäftigungen treiben, und nie auf andere, als die für selbige bestimmten Grade der bürgerlichen Achtung Anspruch machen können. Man zählt vier und achtzig dieser Kasten in Hindostan, und sollte in der Folge dieses Reich noch besser bekannt werden, so dürfte man wahrscheinlich deren noch viel mehr finden. Indessen ist die Rangordnung aller

Kasten mehrentheils in den Städten und Provinzen unverletzlich festgesetzt. Der Indier einer untergeordneten Kaste würde es zwar für eine Ehre halten, die Gebräuche einer höhern Kaste anzunehmen; aber diese letztere würde eher bis aufs Blut kämpfen, als ihre Vorrechte preis geben. Die niedern empfangen die von den höhern Kasten zubereiteten Lebensmittel mit Ehrfurcht, dagegen die höhern überhaupt keine Speisen geniefsen, die von den Händen der niedern berührt worden sind. Ihre Heirathen und ihr Umgang sind in die nehmlichen Grenzen eingeschränkt; daher bemerkt man an den Mitgliedern jeder einzelnen Kaste aufser der National-Physiognomie noch eine eigene Bildung, die sie von den übrigen Kasten unterscheidet. Einige Kasten sind eben so ausgezeichnet durch ihre Schönheit, als andere durch ihre Häfslichkeit. Der Künstler, z. B. der Mahler, kann daher nicht aus der Kaste, zu welcher er einmal gehört, wenn er sich auch durch Verdienste hervor thut, zu einer höhern aufsteigen; welches für die Kunst um so nachtheiliger ist, da die Mahler zu einer gering geschätzten Kaste gehören. Eben so wenig werden die Künstler durch die Indischen Grofsen aufgemuntert. Der Luxus der letztern ist auf andere Gegenstände, als auf Werke der bildenden Künste, gerichtet, und sie bezahlen den Künstler täglich wie einen andern Lohnarbeiter.

Zu allen diesen Hindernissen, welche dem Aufkommen der bildenden Künste entgegen stehen, kommt noch der Druck, unter dem die Hindostaner leben, die Habsucht ihrer Beherrscher, und die wenige Sicherheit des Eigenthums, deren sie geniefsen — Umstände, unter denen sie nicht geneigt seyn können, Geld auf Kunstwerke zu wenden. Und da endlich ein Ostindier sein Land, vermöge seiner Religionsgrundsätze, nicht verlassen darf, so kann er weder in Europäischen Staaten durch den Anblick geschmackvoller und künstlicher Arbeiten Neigung dafür fassen, noch mit neuen Ideen bereichert in sein Vaterland zurückkehren, und diese daselbst verbreiten.

Unter so beschaffenen Umständen kann der Zustand der bildenden Künste in Ostindien nicht blühend seyn. Die Mahlerey ist daselbst noch in der Kindheit. Die Indier finden ein Gemählde vortrefflich, wenn es mit rother und blauer Farbe überladen ist, und die darin vorgestellten Personen in Gold gekleidet sind. Haltung in einem Gemählde ist dem Ostindier ein unbekannter Begriff; er weifs weder die Formen der Gegenstände abzurunden, noch sie perspektivisch darzustellen. Ihre besten Bilder sind daher nichts als kolorirte Umrisse. Wir bewundern in ihren gemahlten Zeugen nichts als die Lebhaftigkeit der Farben, welche von der Beitze, die sie zu den Farben brauchen, und dem Wasser, mit welchem sie diese Zeuge zurichten, herrühret, ohne dafs der Mahler dazu einer grofsen Vorrichtung benöthiget wäre. Wenn die Zeichnung auf der Leinwand entworfen ist, giebt er derselben die erste Wäsche; dann breitet ein Arbeiter selbige auf der Erde aus, und der dabey sitzende Mahler trägt eine egale Farbe, welche die Hauptfarbe ist, auf. Gemeiniglich sind es Kinder, welche diese Hauptfarbe auftragen. Nach einer zweyten Wäsche breitet ein geschickterer Arbeiter die Leinwand auf einer schmalen Tafel aus, und trägt auf selbige die Schattirungen. Ihre Pinsel bestehen aus einem Stücke Bambus, welches spitzig zugeschnitten und gespalten ist. Einen Zoll ungefähr über der Spitze ist ein kleiner Ballen von Wolle, welcher die Farbe in sich enthält. Der Arbeiter drücket diesen Ballen, damit die Farbe an dem Bambusstängel, welcher von der Beitze nicht angegriffen wird, herabfliefse. Ehe dieser kleine Umstand bekannt wurde, waren die Arbeiter in den Europäischen Manufakturen nicht im Stande, die Indischen Zeuge nachzuahmen, weil die Beitze den Pinsel verbrannte.

Die Bildhauerkunst hat ebenfalls keine grofsen Fortschritte gemacht, und selbst in ihren Tempeln findet man aus folgenden Ursachen nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit verdiente.

Die Geschichte der Indischen Gottheiten ist nehmlich eine Sammlung der gröſsten Ungereimtheiten. Diese Geschichte erzählt z. B. von Eswara, daſs sie den Kopf des Brama abgedreht; daſs man der Sonne die Zähne aus- und den Mond braun und blau geschlagen, und dieſs an einem Feste, wo die Götter versammelt gewesen, und sich gezankt und gebalgt haben. Sie erzählt, daſs Sonne und Mond noch jetzt die Zeichen dieser Schlägerey in ihrem Gesichte tragen. Man findet zwar hier und da moralische oder metaphysische Allegorien, bisweilen trifft man auch Spuren von der Geschichte eines ersten Gesetzgebers an; allein das Ganze ist so ausschweifend und so unzusammenhängend, daſs wir uns wundern müssen, wie ein mit einem natürlichen guten Verstande begabtes Volk eine Sammlung solcher Unwahrscheinlichkeiten als eine Religionslehre habe annehmen können. Der Bildhauer hatte daher keine Wesen darzustellen, die groſse, edle Handlungen ausführten; er hatte keine Ideale schöner Formen vor sich, die er nachbilden konnte: und so entstanden denn jene Götzenbilder, die, weit entfernt, ein Gefühl von Ehrfurcht und Liebe zu erwecken, nur Furcht und Schrecken vor dem Unglück und Verderben drohenden Wesen erregen.

Auch die Architektur befindet sich jetzt (ob man gleich alte Denkmähler von einer nicht ganz verwerflichen, zum Theil von edler Bauart antrifft) in einem schlechten Zustande. Sie ist keinen festen und bestimmten Regeln unterworfen, und jeder bauet nach Willkühr, so, wie er durch seinen Eigensinn geleitet wird.

Die gewöhnlichen Indischen Häuser haben nichts ausgezeichnetes, und kündigen keine orientalische Pracht an. Sie bestehen in einem einzigen Stockwerk, sind fast alle von Bruch- oder Ziegelsteinen erbauet, und haben keine, oder doch nur sehr kleine Fenster. Die Thür ist immer enge und niedrig. An der vordern Seite befindet sich gemeiniglich eine kleine

Gallerie, welche durch das über die Hauptmauer hervorragende Dach gebildet, und von dünnen Säulen gleicher Stärke unterstützt wird. Letztere sind gewöhnlich ohne Verzierungen, und ruhen auf einer von Erde zusammen geschlagenen Tenne, welche mit Kalk überzogen ist. Das Innere des Hauses hat eine fast vollkommene viereckige Form; in der Mitte findet man den Hof mit einer Gallerie umgeben, welche der vordern ähnlich ist.

Die Braminen und andächtige Personen überstreichen den Fuſsboden und zuweilen auch die Mauern mit Mistgauche, und obwohl sie dieses eigentlich aus einer Art von Andacht thun, so ziehen sie doch zugleich den Vortheil daraus, daſs sie dadurch sich von den in Indien häufigen Insekten befreyen, welche durch dieses Mittel vertrieben werden.

Das Hausgeräthe ist so einfach, wie das Haus selbst: es bestehet aus einem auf dem Fuſsboden ausgebreiteten Teppich, ein oder zwey gemahlten Abbildungen ihrer Götzen und einigen irdenen Gefäſsen zur Aufbewahrung der wirthschaftlichen Vorräthe.

An den Küsten und in den Englischen Besitzungen haben die Wohnungen schon mehr einen äuſsern Charakter von Wohlstand. Zu Madras und in mehrern andern Englischen Besitzungen sind sehr geräumige Straſsen. Die Häuser haben ein zierliches Ansehen, das ihnen besonders der schöne Gyps giebt, womit sie belegt sind. Die innern Gemächer sind nicht höchlich ausgeschmückt, weil das Auge bloſs weiſse Wände erblickt; da aber der Gyps selbst marmorartig scheint, so freuet man sich, in diesem heiſsen Lande etwas ansehen zu können, das einen Begriff von Kühlung gewährt. Deckenstücke in Zimmern sind nicht gewöhnlich; es ist auch unmöglich dergleichen anzugeben, die der Zerstörung eines so verwüstenden Insekts widerstehen würden, als die weiſse Ameise ist. Diese Thierchen sind deſswegen fürchterlich, weil ihre Menge unermeſslich ist, welche jedes noch so groſse Deckenstück in Einer Nacht verwüsten kann. Sie zernagen das Holz-

werk, das die Decke hält, die Latten, Balken u. s. w. da es denn kein Wunder ist, daſs alles herab fallen muſs.

In der Stadt Kalkutta sind die Straſsen breit, die Häuser an beyden Seiten der Festungs-Esplanade prächtig, und der Anblick wird dadurch noch erhöhet, daſs die Häuser nicht an einander hängend, sondern in groſsen Zwischenräumen einzeln stehen. Die Gebäude sind alle sehr geräumig, weil man unter einem auſserordentlich heiſsen Himmelsstriche für freyen Durchzug der Luft sorgen muſs. Gewöhnlich steigt man auf Treppen unter hohen hervor gehenden Hallen in sie hinauf; rund umher sind Säulengänge und Schwibbogen; dieſs giebt ihnen das Ansehen Griechischer Tempel.

Die Wohnungen der Nabobs sind zuweilen mit einiger Pracht erbaut und verzieret; innerhalb der Ringmauer sind groſse Höfe, ingleichen ein Borbar angelegt, wo der Nabob die Personen, die ihm vorgestellt werden, öffentlich annimmt. Ein dergleichen Borbar besteht aus drey Reihen neben einander fortlaufender Bogengänge, die auf Säulen im Mohrischen Geschmack ruhen. Die Deckenstücke sind, wie alles übrige, prächtig vergoldet und mit Verzierungen und Blumen ausgemahlt. In das Gebäude steigt man auf einigen Stufen aus einem Blumengarten, welcher meistens so, wie man sie auf Ostindischen Gemählden siehet, angelegt ist. Es sind viereckige Blumenbeete, die so starke Gerüche verbreiten, daſs Europäische Nerven anfänglich darunter leiden.

Alle diese Gebäude geben jedoch keinen deutlichen Begriff des eigenthümlichen ältern Ostindischen Geschmacks, und stellen ein sonderbares Gemisch der Europäischen und Asiatischen Bauart dar.

Ohne daher länger bey ihnen zu verweilen, gehe ich zu den Pagoden, oder Ostindischen Tempeln, und andern öffentlichen Gebäuden über, an welchen man den eigentlichen Nationalgeschmack besser erkennt.

Einige Indische Tempel scheinen ein undenkliches Alterthum zu verkündigen. Es sind Monumente von so ungeheuerer Arbeit, daſs ihr Anblick bey dem groſsen Haufen die Volkssage, daſs die Götter selbst sie erbauet hätten, bekräftiget, in der That aber das hohe Alter, den Reichthum, die Beharrlichkeit und die Religiosität des Volks, das sie aufführte, unwidersprechlich bezeuget.

Die auf der Küste von Koromandel sind nach dem nehmlichen Modell gebaut, und unterscheiden sich durch nichts, als durch ihre Gröſse und die Menge der Pyramiden und der kleinen Kapellen, die sie enthalten.

In Bengalen sind sie weniger ansehnlich. Die Architektur der Malabarischen ist sehr verschieden; einige derselben tragen das Gepräge des gröſsten Alterthums. Die berühmtesten Tempel auf der Küste von Koromandel für die Anhänger der Sekte von Chiren sind zu Tirunameley, Chalembron und Tirvalur. Die Indier haben dafür eine so groſse Verehrung, daſs bey ihnen das Sprichwort entstanden ist: Man muſs, um selig zu werden, in Tirvalur auf die Welt kommen, oder Chalembron sterbend sehen, oder in diesem Augenblick an Tirunameley denken.

Der Tempel, welcher den Namen mit den sieben Pagoden führt, und den man zwischen Sadras und Pondicheri erblicket, soll einer von den ältesten auf der Küste von Koromandel seyn, weil an dem Rande des Meeres die Wellen jetzt bis an das erste Stockwerk reichen. Die merkwürdigsten und ältesten Indischen Tempel sind übrigens die zu Salsetta und Illura. Eine unzählige Menge von Figuren, Basreliefs und Säulen in den Felsen gehauen, verzieren sie, und zeigen eine ununterbrochene Arbeit von wenigstens tausend Jahren an, so wie die Spuren der durch die Länge der Zeit bewirkten Zerstörung eine Existenz von wenigstens drey tausend Jahren voraussetzen. Bey der Beobachtung dieser Werke entschuldigt man den unwissenden Indier, der ihre Erbauung den Göttern zuschreibt.

Gemeiniglich sind die berühmten Tempel mit mehrern starken und hohen Mauern umgeben, und deren ausspringende Winkel mit Bollwerken befestigt. Diese Bollwerke aber sind erst von den Europäern, welche diese Tempel als Festungen nutzten, angelegt worden. In diesen Mauern ist an jeder Seite eine Thür, und über solcher eine ungeheure runde Steinmasse, welche in einen pyramidalischen Thurm ausläuft, angebracht. Diese Thürme, von verschiedener Gröſse, sind gemeiniglich mit einer beträchtlichen Zahl anstöſsiger Figuren verzieret, welche das Leben, die Siege und die Unglücksfälle der Götter vorstellen sollen.

In jedem Stockwerke ist eine Art von Fenster; in das höchste wird alle Abende ein Licht gesetzt; an den Festtagen aber werden alle diese Öffnungen mit Lichtern verzieret. In der Mitte des Innern ist das Heiligthum, oder die Kapelle des Götzenbildes. Die Gewölbe dieser Gebäude sind mit gleichen Figuren, wie die Thürme, versehen. Die Tempel erhalten ihr Licht meisten Theils nur durch eine niedrige Thüre; daher sie sehr finster sind, während der Feyerlichkeiten aber durch eine Menge Lampen erleuchtet werden. Da der Dunst des Öhles und Fettes nur durch die kleine Thür einen Ausweg findet, verhält er sich lange darin, und läſst einen sehr unangenehmen Geruch zurück.

Bey den im Rufe stehenden Tempeln befindet sich ein durch die Braminen geheiligter Teich, der nach der Meinung der Indier die Kraft hat, daſs die, welche sich darin baden, von ihren Vergehungen gereinigt und von der Seelenwanderung befreyet werden. Diese Meinung ziehet eine Menge Fremde hin, um daselbst Opfer zu bringen.

In der Nähe sind Chauderien oder Choultries, zuweilen von beträchtlicher Gröſse, angelegt, welche dem Volke und den Pilgrimmen zum Aufenthalte, und den Braminen zur Wohnung dienen.

Die Götzenbilder in diesen Tempeln sind von Stein, von Kupfer oder von Gold, nie aber von Silber oder einem andern Metalle.

Jede Pagode enthält zwey dem nehmlichen Götzen gewidmete Bilder. Das eine befindet sich aufser dem Tempel, bey welchem das Volk opfert, das andere im Innern, und an dieses läfst das Volk seine Opfer durch die Braminen, welche allein sich ihm zu nähern das Recht haben, überbringen, und verweilet indessen unter einer auf Säulengängen ruhenden Vorhalle.

Diesen Andachtsübungen wohnt der Indier mit über einander gefalteten Händen und ehrerbietiger Aufmerksamkeit bey, indem zugleich die Bayaderen unter dem Schall der Instrumente tanzen, und der Gottheit Lobgesänge singen. Nach der Beendigung der Feyerlichkeit theilen die Braminen die Blumen, mit denen das Götzenbild geschmückt war, unter das Volk aus.

Noch eine Art öffentlicher Gebäude in Indien sind die eben erwähnten Chauderien oder Choultries, welche gleiche Bestimmung mit den Caravanserais in Persien haben, nehmlich den Reisenden zum Aufenthalte zu dienen.

Die äufsere Bauart derselben ist der Gothischen ähnlich; die meisten sind ohne alles Holzwerk, und bestehen aus einem, zuweilen aus zwey grofsen Sälen, die weder Thüren noch Fenster haben, und gegen die Abendseite ganz offen, dabey aber mit einer gewölbten Gallerie umgeben sind. Diese Gebäude werden immer in der Nähe eines Gehölzes angelegt, und man findet allezeit einen Teich und einen kleinen Tempel dabey, damit die Reisenden daselbst ihre Andacht verrichten können. In einigen dieser Anstalten erstreckt sich die Gastfreyheit so weit, dafs den Reisenden Reifswasser zur Erfrischung gereicht wird.

In den Monaten März, April und May ist die Hitze in manchen Gegenden von Ostindien so übermäfsig, dafs die Träger der Palankine es nicht wagen dürfen, um die Mittagszeit zu reisen, und schon früher sind Staub

und Hitze so unerträglich, daſs die Leute oft genöthigt werden, ihre Last niederzusetzen und Schatten zu suchen.

Für diese Bequemlichkeit hat nun die milde Denkungsart der Ostindier und zum Theil auch der Staat gesorgt, indem man auſser vielen Choultries häufig Bäume am Wege gepflanzt und Brunnen dabey gegraben hat, welche Anstalten Schier - Schach sich besonders angelegen seyn lassen, indem er bey jedem Koſs, das ist, alle zwey Meilen, Brunnen graben und Bäume an die Heerstraſsen pflanzen lieſs.

Die Brunnen halten gewöhnlich 10 bis 14 Fuſs im Umkreise, sind mit Steinen eingefaſst, trefflich gemauert, und durch eine kleine, zwey Fuſs hohe Mauer über die Oberfläche der Erde erhöhet. *)

Von der Liebe zum Bauen der vorigen Ostindischen Regenten finden sich mehrere Denkmähler, von denen ich nur folgende berühren will.

Auf dem Wege von Moorschedabud nach Rajemahel trifft man bey Oodooanullah eine vom Sultan Sujah von Bengalen in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbauete zierliche Brücke, bey Rajemahel am Ufer des Ganges aber die Ruinen eines prächtigen Palastes. Noch stehet ein Theil desselben, von groſsen achteckigen Pfeilern getragen, die sich hart am Ufer erheben. Auch die groſse Halle ist noch sichtbar und einige

---

*) Die Mannigfaltigkeit der Reisenden, die man unterwegs antrifft, gewährt einen angenehmen Anblick. Sie ziehen entweder in Gesellschaft fort, oder lagern sich unter die Schatten eines breiten Baumes neben dem Brunnen. Da giebt es Krieger des Landes, ihre kurzen Speere in die Erde gestoſsen, neben ihnen Schild und Feuergewehr; dort vielleicht eine Gesellschaft Handelsleute, die zusammen rechnet; jenseits fromme Pilger, die mit einander beten; ihnen gegenüber gemeine Hindostanische Palankin - Träger, die Brod backen. Dieses letzte Geschäft kostet ihnen weder viel Mühe noch Zeit. Sie graben ein kleines Loch, etwa einen Fuſs breit, in die Erde, zünden darin Feuer an, und darüber decken sie auf untergelegte Steine eine flache Eisenplatte, die sie immer bey sich tragen.

kleine Gemächer, wie auch das Hauptthor des Palastes, von unermeſslichen Trümmern umgeben. Zur Zeit des Sultans Sujah wurde diese Burg beynahe vom Feuer zerstöret, und die Sannanah, oder der Aufenthalt der Weiber, ging ganz in Flammen auf.

Diesen Sannanahs, welche als geweihte Orte betrachtet werden, darf man sich, wenn sie bewohnt sind, nicht nahen. In einer geringen Entfernung von Rajemahel befinden sich aber die Überbleibsel eines Sannanah, und die Vignette dieser Abhandlung zeigt ein solches altes Indisches Gebäude. In ihnen hielten zur Zeit der Machtvollkommenheit der Mogolischen Regierung die Omrahs, oder Vornehmen des Hofes, vielleicht hundert weibliche Gefangene verschlossen, die sie aus allen Theilen des Reichs, besonders aus dem wegen der Schönheit der Weiber vorzüglich berühmten Kaschemir, zusammen brachten.

Die Gebäude und die von der Intoleranz der Mohren herrührenden Ruinen um Benares verdienen besondere Aufmerksamkeit, da nicht nur die groſse Mannigfaltigkeit der Gebäude das Auge ergetzt, und die ganze Ansicht durch unzählige steinerne Treppen, welche zu den verschiedenen Tempeln oder Häusern führen, verschönert wird, sondern weil besonders unter diesen Ruinen ein groſses rundes Gebäude, nach allem Anschein ein Hindostanischer Tempel, sich auszeichnet, an dem unter verschiedenen Spuren seiner Verzierungen der Englische Künstler Hodges den gröſsten Theil der Zierathen Griechischer Baukunst entdeckte, auch eine der Säulen dieses Tempels, an welcher alle die verschiedenen, an den andern Theilen des Gebäudes zu erblickenden Verzierungen sich befinden, abzeichnete. *)

---

*) Die Abbildung dieses merkwürdigen Monuments ist in dem Schluſskupfer dieser Abhandlung angebracht.

Unter die wichtigsten architektonischen Werke in Ostindien ist aber das Grabmahl Kaiser Acbars unstreitig zu rechnen.

Von Bauglepoor bis Mongheir, eine der grofsen Hindostanischen Städte mit einer alten Festung, befinden sich an der Seite der Heerstrafse Grabstätten der Muselmänner, die, gleich den Griechen, ihre Todten in der Nähe der Heerstrafse begraben.

Die gemeinen Leute werfen Erdhügel auf, welche die Länge des Leichnams decken. Am Haupte steht eine kleine viereckige Säule, etwa 3 Fufs hoch, und eine andere, nicht höher als 18 Zoll, zu den Füfsen. Vornehme Leute aber errichten dem Todten Prunkgebäude, so reich und prächtig, als ihre Familie sie aufbringen kann. Die Weiber der Familie pflegen diese Gräber ihrer Freunde oder nahen schätzbaren Verwandten nach Sonnenuntergang zu besuchen, und es ist ein sonderbarer rührender Anblick, sie in Zügen dahin wallen zu sehen, mit Lampen in den Händen, die sie zum Haupte des Verstorbenen niedersetzen.

Das prächtigste unter allen ist das Grabmahl des Kaisers Acbar, das ungefähr drey Kofs von Agra, auf der Heerstrafse nach Delhi zu Secundrii, stehet.

Der Kaiser Acbar, ein Sohn des Kaisers Ilumajoon, wurde zu Amercot an der Persischen Grenze im Jahre Christi 1541 und im Jahre der Hedschra 948 geboren. Sein Vater war in dieser Zeit auf der Flucht, um den siegreichen Waffen des Schere-Schach zu entgehen. Acbar fiel, kaum ein Jahr alt, in die Hände des Feindes, und wurde erst im Jahre 1545, da sein Vater Ilumajoon einen glücklichen Sieg zu Cabul erfochten hatte, befreyet.

Acbar trat seine politische Laufbahn in einem sehr frühen Alter an; denn schon in seinem eilften Jahre (1552) schickte ihn sein Vater, unter der Aufsicht des Jellal-Khan, als Gouverneur nach Ghizne. Im

kommt man in eine offene Halle, deren Kuppel sich fast eben so hoch als das Gebäude erhebt. Kaiser Ichanguir, Acbars Sohn, liefs sie mit Mahlerey und Vergoldung schmücken, die sich aber mit der Zeit verlor, und auf Kaiser Aurengzebs Befehl, der entweder Aberglauben oder Geitz zur Ursache hatte, gänzlich weggetilgt und weifs überstrichen wurde. Durch diese Halle führt ein, dem voran gelegenen ähnlicher Bogengang in den Garten hinab, und man erblickt das ganze Grabmahl durch einen Zugang hoher Bäume. Dieser Zugang ist mit Steinen gepflastert. In seiner Mitte steht ein grofses viereckiges, ehemals mit Wasser angefülltes, jetzt aber ganz trocknes Becken. Im Mittelpunkte des Beckens stand ein Springbrunnen, wovon nur noch die Röhren übrig sind. Der Wasservorrath mufs hier sehr beträchtlich gewesen seyn; denn man bemerkt mitten unter dem Eingang und zu beyden Seiten grofse Kanäle, die wahrscheinlich zu Wasserleitungen bestimmt waren, jetzt aber ohne Wasser sind.

In geringer Entfernung von dem Hauptgebäude erhebt sich eine hohe offene Pforte, ganz von weifsem Marmor und von auserlesener Schönheit. Wenn die strahlende Sonne des Morgenlandes in ihrem vollen Glanze auf dieses Gebäude fällt, das aus so mannigfaltigen Theilen zusammen gesetzt ist, so bringt sie eine blendende Glorie hervor, von der sich die Phantasie eines Nordländers kaum einen Begriff machen kann; und die Öde, worin gegenwärtig der vernachlässigte Garten liegt, ladet unwillkührlich zu schwermüthigen Gedanken ein. Wenn man das Denkmahl des Kaisers betrachtet, dessen grofse Thaten die Welt durchschalleten, dessen erhabenster Ruhm Freygebigkeit und Menschenliebe waren, so verlangt man auch den Stein zu sehen, der seine zerstäubten Überbleibsel einschliefst.

Ein alter Mollah, welcher von dem ungewissen Einkommen lebt, neugierige Reisende zurecht zu weisen, hat die Schlüssel zum Innern des jetzt noch heilig geachteten Gebäudes. Das Innere des Grabmahls ist eine

groſse Halle, und endigt sich in einer Kuppel. Wenige Fenster derselben lassen ein schwarzes Schauerlicht herab fallen. Das Ganze ist mit weiſsem Marmor ausgelegt. In der Mitte liegt der Leichnam in einem Sarkophag von weiſsem Marmor, darauf steht von schwarzem Marmor nichts als der Name

A C B A R.

Von der Höhe der Minarets übersieht der Beschauer ein unermeſsliches Land, viele Meilen in gerader Richtung, ganz eben und mit Trümmern ehemaliger Gröſse angefüllt. In einiger Entfernung flieſst der Jumna, und man sieht Agra's Thürme glänzen.

Bey dem Anblick dieses schönen Erdstrichs bietet sich von selbst die Frage dar: Warum sind in Ostindien, wo einst die Künste und Wissenschaften blühten, wo man noch Spuren von groſsen und Staunen erregenden Unternehmungen findet, jetzt alle wissenschaftliche Kenntnisse verdunkelt, und viele Künste ganz unbekannt oder doch im Verfall? Warum herrscht Trägheit und Unthätigkeit?

Schon oben ist diese Frage zu beantworten versucht worden. Und wenn man erwägt, daſs die physischen Ursachen, die zu der Unthätigkeit des Hindostaners mitwirken, auch ehedem vorhanden waren, so kann man nicht zweifeln, daſs die jetzige Lage des Landes nur die Folge schlechter Regierung, unbeschränkten Ehrgeitzes und grausenvoller Bürgerkriege ist. Denn als die Regenten dieses Landes ihre Macht noch in vollem Maſse besaſsen, und ihre Rechte weislich ausübten, muſs das vortreffliche Klima und die aufgemunterte Betriebsamkeit der Einwohner einen vollkommenen Garten daraus gemacht haben, wo Künste und Wissenschaften blühten. Jetzt ist alles in der Gegend des erwähnten Denkmahls wüste und leer. Acbars Grabmahl umgeben viele andere Gräber, deren einige schön sind. Sehr wahrschein-

lich decken sie die Überreste gewisser Zweige seines Hauses. Hier nennt man sie Gräber seiner Weiber.

Mit der Beschreibung dieses schönen Denkmahls, welches man auf dem zu diesem Geschmacke gehörigen Blatte in der Ferne dargestellt sieht, glaube ich den kurzen Abriſs des Zustandes der bildenden Künste und der Architektur in Hindostan schlieſsen zu können.

Warnend bleibt der Zustand dieses von der Natur so vorzüglich begünstigten Landes. Warnend lehrt er, daſs der Geist der Unthätigkeit den Verfall der Künste, der Wissenschaften, und selbst den Verlust eines frohen und ungestörten Genusses dieses Lebens zum untrennbaren Gefährten hat. Nur durch weise und edel benutzte Thätigkeit kann ein Volk sich, so wie der einzelne Mensch, vor andern auszeichnen, nützlich werden, und interessante Spuren seines Daseyns hinterlassen. Thätigkeit erfordert zwar Anstrengung, oft Aufopferungen; aber sie gewährt uns auch die seligsten Erinnerungen. Woran denkt man lieber zurück, als an vollendete Arbeiten, an glücklich ausgeführte Entwürfe, an überstandene Mühe, an überwundene Schwierigkeiten? Welche Eindrücke gehen tiefer, als die Eindrücke, welche die Werke unsers Fleiſses in der Seele zurück lassen?

Der Mann erinnert sich gern an die wohl angewandten Jünglingsjahre, und der Greis an die Arbeit des männlichen Alters. Wie der Landmann sich zur Zeit der angehenden Ernte an reifenden Früchten ergetzt, und sich des Antheils freuet, den er durch seine Mühe und Arbeit am Entstehen derselben hat, so ist es Wonne für jeden, der etwas Gutes in der Welt wahrnimmt, wenn er sagen kann, daſs er zu dessen Beförderung mitgewirkt habe. Unser Gedächtniſs ist eine Sammlung von Schilderungen aus unsern

Lebenstagen. Die schönsten und für uns anziehendsten Gemählde sind die, welche die Tage nützlicher Thätigkeit verewigen. Allein nicht bloſs hier in süſser Rückerinnerung des gewirkten Guten lohnt uns nützlich bewiesene Thätigkeit; — sie wirkt in die Ewigkeit, als Vorübung zu einer vollkommnern Periode unsers Daseyns. Unsre Anlagen und Fähigkeiten, deren Entwickelung ohne Grenzen ist, berechtigen uns, eine solche Periode zu erwarten, und der Blick in das Weltenmeer über uns, wo alles in rastloser Bewegung ist, läſst uns nicht zweifeln, daſs auch unsere Thätigkeit nie aufhören wird, weil für unsere Geisteskräfte ewig zu thun seyn wird. Ohne Vorbereitung werden wir aber in einer höhern Stufenreihe weder wirksam noch glücklich seyn, da hingegen hier wohl genutzte Kräfte, gut angewandte Talente die Fortschritte unter Wesen höherer Art erleichtern.

Welche Empfehlungen der Thätigkeit! Wer wahrhaftig glücklich und nützlich seyn will, der sey thätig, auch dann, wenn ihn günstige äuſserliche Umstände davon frey zu sprechen scheinen. Wer das Wohl anderer Menschen befördern will, der ermuntere sie zur Thätigkeit. Es sey rohe Arbeit, Kunstfleiſs oder Geistesthätigkeit, die man befördert, immer verbreitet sich Segen fürs Einzelne und fürs Ganze.

Das rohe, kalte Land wird dann ein Wohnplatz glücklicher, arbeitsamer Menschen, das von der Natur begünstigte Land ein Paradies, und in jedem Lande werden dem Thätigen und dem, der ihn ermunterte, der Dank ihrer Mitbürger, wenn auch oft nur im Stillen, lohnen; ihre Werke werden ihnen nachfolgen.

Das beygefügte Blatt ist im Ostindischen Geschmack verziert, und zeigt, wie schon oben erwähnt ist, in der Ferne Acbars Grabmahl.

Das zweyte Blatt stellt einen Divan nach dem neuesten Ostindischen Geschmack, und einen dergleichen Tisch vor.

Die Werke, deren ich mich bedient habe, sind:

1. Niebuhrs Reisen nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Zwey Theile. Koppenhagen, mit Kupfern.

2. *Voyages aux Indes Orientales et à la Chine par Mr. Sonnerat. à Paris* 1782.

3. Die Engländer in Indien, nach Orme, von I. W. von Archenholz. Leipzig 1786.

4. *Dictionnaire Encyclopedique par Ordre des Matieres. Dictionnaire de Geographie, Article Indes.*

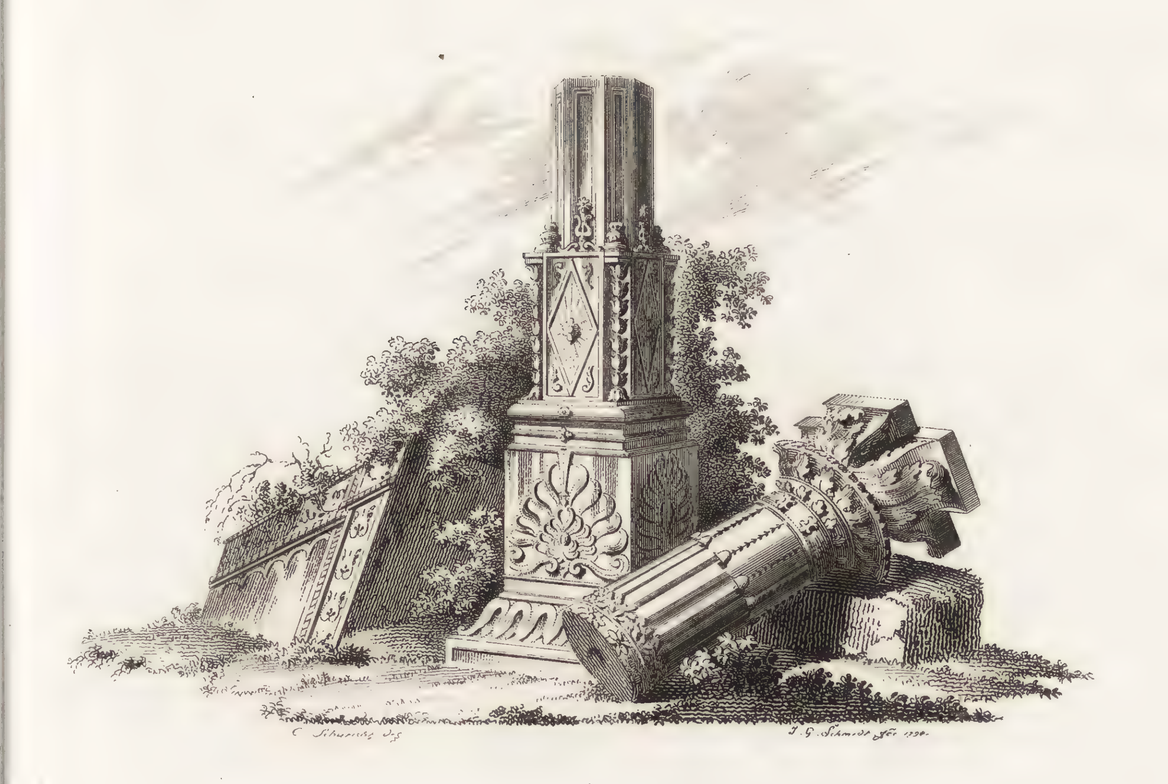
5. *Tableau du Commerce et des Possessions des Européens en Asie et en Afrique par l'Auteur de l'Etat des Cours de l'Europe. à Paris* 1783. *Tom. I.*

6. *Oud en Nieuw Ost-Indien van François Valentin. Amsterdam* 1724 *fol.* VIII. Theile *c. f.*

7. Des Pater Joseph Greifenthalers, historisch-geographische Beschreibung von Hindostan. Berlin 1785. 4. mit Kupfern.

8. Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien, während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783 aus dem Englischen, mit Kupfern. Hamburg, 1793.

9. Monumente Indischer Geschichte und Kunst aus dem Englischen des Sir William Hodges. Herausgegeben von A. Riem. Erster Heft mit Kupfern. 1789.







Schuricht del. Seiffert sc.

Sibirischer Geschmack
in Verbindung mit dem Russischen Geschmack.

Sibirien, dieser so manchem Verurtheilten furchtbare Name, der in der Russischen Sprache eigentlich Nordland bedeutet, kam ehedem nur dem südlichen Theil der jetzigen Provinz Tobolsk zu, wurde aber nachher von den Russen dem ganzen nördlichen Theile Asiens beygeleget, der gegen Westen an Rufsland, gegen Norden an das Eis - Meer, gegen Osten an das

östliche Welt - Meer, und gegen Süden an die grofse Tatarey gränzet, und dessen Flächeninhalt 242000 geographische Quadrat-Meilen enthält, folglich Deutschland 20 mal und Frankreich 24 mal an Gröfse übertrifft.

Das Land wird durch den Flufs Jenisei in zwey merklich unterschiedene Landstriche getheilet. Die Beschaffenheit des diesseits des Jenisei liegenden Theils ist den angränzenden Europäischen Ländereyen ähnlich, der jenseits gelegene Theil aber bergicht, mit untermischten angenehmen Thalgegenden. Man erblickt hier mit einem Male vorhin nie gesehene Thiere und Pflanzen, die noch vor nicht langer Zeit in Europa unbekannt waren. Das Wasser ist reiner, klärer, folglich gesünder. Fische und Geflügel haben einen angenehmern Geschmack, und die Einwohner dieses Strichs eine andere Lebensart.

Die Luft ist zwar überhaupt sehr kalt, und Gmelin fand beym Nachgraben am 18. Juny a. St. bey Jakutzk die Erde in einer hohen Gegend kaum 4 Fufs, an niedrigen Orten aber nur 3 Fufs tief aufgethauet. So streng aber auch die Kälte hier ist, so hat doch die Natur das Land dagegen mit Holz und Pelzwerk so reichlich versehen, dafs die Einwohner sich gegen die Witterung schützen können. Selbst das Eis dienet ihnen gewissermafsen zum Schutz gegen dieselbe; denn in den nördlichen Gegenden pflegt man Stücke von reinem Eis nach der Gröfse der Fenster auszuhauen und von aufsen einzusetzen. Man begiefst sie sodann mit Wasser, dafs sie anfrieren, und diese Eisfenster verhindern das Eindringen der Kälte in die Stuben, ohne doch das Tageslicht sehr zu schwächen. Wer überdiefs Glasfenster hat, setzet solche an die innere Seite der Fensteröffnungen, um die Ausdünstungen des Eises von der Stube abzuhalten. Eben so werden auch die Luftlöcher der Keller mit Eise ausgesetzt, um das Getränke vor dem Gefrieren zu sichern.

Ein vorzügliches bey Gebäuden nutzbares Produkt des Landes ist das berühmte Marienglas, *) das besonders im Jakutzkischen Gebiet am Fluſs Witim gefunden wird. Zu Irkutzk ist die eigentliche Niederlage von diesem Produkt. Die Steinart, in welcher es bricht, ist theils weiſsgelber Quarz, theils grauer Fluſs, und in diesem Steine liegt es auf alle nur mögliche Art. Dasjenige, welches hell, wie reines Wasser ist, wird für das beste, dasjenige aber, welches ins Grüne fällt, für das schlechteste gehalten. Hiernächst sieht man vornehmlich auf die Gröſse der Stücke. Man hat deren gefunden, die fast zwey Ellen ins Gevierte gehabt; sie sind aber sehr selten, und schon die haben groſsen Werth, die Eine Elle ins Gevierte halten.

Um das Marienglas zum Gebrauch zuzurichten, spaltet man es mit einem zweyschneidigen Messer, jedoch in nicht allzu dünne Scheiben. In ganz Sibirien, so wie in den Russischen kleinen Städten und Dörfern, bedient man sich dessen zu Fensterscheiben, und man findet kein Glas, welches demselben an Helligkeit und Reinigkeit gleich käme. Laternen werden allenthalben davon verfertiget, und auf den Schiffen die Fenster, weil es alle Erschütterungen aushält.

Die Einwohner Sibiriens sind von drey verschiedenen Gattungen, nehmlich alte Einwohner, Tatarn und Russen. Einige derselben, als z. B.

---

*) Marienglas, einen blättrigen Gyps, findet man gewöhnlich in den meisten Flötzgebirgen und bey Salzquellen oder Steinsalz; daher in Gypsgebirgen, wo man Marienglas antrifft, auch Salzquellen zu vermuthen sind. Dieser blättrige Gyps ist unter den Namen, Fraueneis, Selenit, Marienglas, Spiegelstein, Gypsspath, Marieneis u. s. w. bekannt, und wird öfters als eine eigene Gattung angegeben. Man findet dieses Fossil auch in Sachsen und mehreren Provinzen Deutschlands, ingleichen in Spanien in groſsen Stücken. Indessen behält das Sibirische wegen seiner weiſsen Farbe, Helle und Durchsichtigkeit den Vorzug. Auch bey architektonischen Modellen wird dieses Glas zu Aussetzung der Fenster angewendet.

die Ostiaken, wohnen in kleinen niedrigen Hütten von Birkenrinde mit Strauchwerk bedeckt, in deren Mitte ein Feuerherd ist. Auch die Tungusen, eine der zahlreicheren Sibirischen Völkerschaften, leben nur in kleinen Hütten.

Die zweyte Hauptgattung von Einwohnern machen die Tatarn aus. Sie sind das zahlreichste Volk in Sibirien. Sie bestehen aus vielen grofsen und kleinen Völkerschaften, stehen unter Russischem Schutze, und werden nach den Gegenden, Städten, Flüssen, wo sie wohnen, benennet. Die Tatarischen Häuser zeichnen sich inwendig durch eine an der Wand hinlaufende breite und niedrige Bank, einen Kamin und einen Kochherd aus.

Die dritte Hauptgattung der Einwohner, die Russen, haben sich nach der Eroberung des Landes häufig in demselben niedergelassen, und seit ihrer Ankunft daselbst eine Menge Städte, Ostrogs, Flecken und Dörfer, nach ihrer Gewohnheit, von Holz erbauet. Die meisten Dörfer führen den Namen desjenigen, welcher sie zuerst angeleget, und nur wenige von den Bächen, an denen sie liegen.

Kunstwerke der Eingebornen und der übrigen Einwohner darf man hier nicht suchen. Wohl aber findet man in den südlichen Gegenden Sibiriens viele Alterthümer, welche es wahrscheinlich machen, dafs daselbst entweder der Hauptsitz des Reichs des Tschingis Chan gewesen sey, oder dafs sich viele dazu gehörige Stämme daselbst aufgehalten haben. Die Russen haben von Sibirien durch die Permier, Wogulen und Samojeden schon vor Eroberung des Landes einige Nachricht gehabt, und der Zar Iwan Wasilewitsch beherrschte schon verschiedene Gegenden Sibiriens, und führte den Namen des Landes in seinem Titel. Anica, ein begüterter Mann zu Solwydschegotzka, welcher für einen Vorfahren der jetzigen Grafen und Freyherren von Stroganow gehalten wird, erlangte nähere Kenntnifs von Sibirien,

trieb vortheilhaften Handel dahin, und machte seine Erfahrungen dem Russischen Hofe bekannt.

Den ersten Grund zu der Russischen Oberherrschaft über Sibirien legten einige tausend Donische Kosaken, welche unter ihrem Anführer, Jermack Timosew, in den Gegenden der Flüsse Oka und Wolga und am Kaspischen See herumschwärmten, und die daselbst gelegenen Städte plünderten, aber endlich durch die wider sie ausgeschickten Truppen dergestalt in die Enge getrieben wurden, daſs sie nicht wieder zu den Ihrigen zurück kommen konnten. Sie flüchteten also im Jahr 1557, 6000 an der Zahl, an den Fluſs Kama, hielten sich eine Zeit lang bey Maxinz Stroganow auf, und nahmen 1578 einen Zug nach Sibirien vor; der aber nicht recht zu Stande kam, sondern 1579 von neuem unternommen wurde. Im Jahr 1580 kamen sie auf dem Fluſs Tara nach dem Städtchen Tschimgi, dessen sie sich bemächtigten, und eroberten im folgenden Jahre das Städtchen Karatschin, und Sibir, die Residenz des Chans Kutschum, worauf sich ihnen viele Tatarn, Ostiaken und Wogulen unterwarfen. Jermack sah aber wohl ein, daſs er ohne mehrere Mannschaft und Europäische Kriegsgeräthschaft diese Eroberungen nicht behaupten könne, und schickte daher in gedachtem 1581sten Jahre Abgeordnete an den Zarischen Hof nach Moskau, um dort seine Eroberung bekannt zu machen und seine Unterwerfung anzubieten. Er und seine Kosaken erhielten Verzeihung und Belohnungen. Der Zar versprach einen Befehlshaber nach Sibirien zu schicken, den er auch 1583 mit 500 Mann abgehen lieſs, und der 1584 zu Sibir ankam. Allein in eben diesem Jahre verlor Jermack das Leben, und die Russen verlieſsen Sibir und das ganze Land. Im Jahr 1586 wurden jedoch neue Befehlshaber und Truppen dahin geschickt, welche die Stadt Tumen anlegten, so wie im folgenden Jahre abermals neue angelangte Truppen die Stadt Tobolsk erbaueten.

Im Jahre 1588 wurde Sibir von neuem erobert und zerstöret, und 1598 der Chan **Kutschum** nicht nur dergestalt, dafs er sich nicht wieder erholen konnte, geschlagen, sondern auch bald darauf ermordet.

Von dieser Zeit an haben die Russen in Sibirien sich immer weiter ausgebreitet. Weil übrigens die Kosaken diese Erobrung gemacht hatten, wurden alle nach Sibirien geschickte Truppen ihnen einverleibt, und mit ihrem Namen belegt, und es führt daher die Sibirische Miliz noch heutiges Tages den Namen Kosaken.

Bis zu der Regierung der Kaiserin **Katharina** II. machte Sibirien nur Ein Gouvernement aus, welches aus drey ansehnlichen Provinzen bestand, nehmlich aus der Tobolskischen, Jeniseischen und Irkutskischen; doch hingen nur die zwey ersten von dem Sibirischen Gouverneur ab, und die dritte, welche von einem Vice-Gouverneur regieret wurde, hatte mit dem Gouvernement gleiches Ansehen. **Katharina** II. hat die Irkutskische Provinz aber zu einem besondern Gouvernement erhoben.

Zu jeder Provinz gehören verschiedene Städte und Distrikte, jede Stadt hat aber ihren Woiwoden, der dem dazu gehörigen Distrikte vorstehet, und wieder Befehlshaber oder Amtmänner.

Der Statthalter hat seinen Sitz zu **Tobolsk**, der Hauptstadt von ganz Sibirien. Sie liegt unter der Breite von 48 Grad 12 Minuten am Irtischstrom, und wird in die obere und untere Stadt abgetheilet. Die obere Stadt liegt auf dem hohen östlichen Ufer des Irtisch, und die untere in der Fläche zwischen dem hohen Ufer und dem Irtisch. Beide Städte, die zusammen von grofsem Umfang sind, haben viele Einwohner, von denen fast der vierte Theil Tatarn sind, welche theils von den vor der Erobrung Sibiriens Eingesessenen, theils von Bucharischen Tatarn abstammen, sich überhaupt still halten, vom Handel leben, aber keine Handwerke treiben, und die Trunkenheit verabscheuen.

Die übrigen Einwohner sind Russen, die entweder selbst als Verbrecher dahin geschickt worden, oder von solchen Verwiesenen abstammen.

Wegen der Wohlfeilheit der Lebensmittel herrschet unter den Einwohnern eine grofse Abneigung gegen die Arbeit, ob es gleich an allerhand Handwerkern nicht fehlt. Der Sibirische Handel ist indessen weitläuftig und wichtig. Die Einfuhr der Russischen und andrer Europäischen Waaren geschieht gewöhnlich im Frühjahr, wo die aus Rufsland angekommenen Kaufleute hier die Befreyung der Flüsse vom Eise erwarten, um ihre Reise nach den übrigen weiter entlegenen Städten zu Wasser fortzusetzen. Dagegen kommen aus diesen Städten, insonderheit von Irkutzk und der Chinesischen Gränze, die Kauffahrtey - Fahrzeuge am Ende des Sommers mit allerhand Fischerey und Chinesischen Waaren nach Tobolsk zurück, von wo aus sie nach Rufsland mehrentheils erst im Winter auf Schlitten verführet werden. Im Anfang des Winters finden sich auch Kalmuckische und Bucharische Karawanen mit ihren Landeswaaren ein, und halten sich fast den ganzen Winter des Handels wegen hier auf. In Tobolsk ist auch die Niederlage alles in Sibirien für die Krone aufgebrachten Pelzwerkes, welches von hier nach Moskau in die Sibirische Kanzley geliefert wird.

Von den eingebornen Einwohnern Sibiriens, die selbst in den zu Anschaffung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens dienenden Gewerben gegen andere Völker weit zurück sind, lassen sich noch weniger einige Fortschritte in der Baukunst erwarten. Ihre Wohnungen oder Hütten haben ein um so traurigeres Ansehen, da man wegen der Heftigkeit des Winters den Zugang der äufsern Luft so viel möglich zu vermeiden sucht. Die Fenster sind daher gemeiniglich nur einen Fufs breit und sechs Zoll hoch. So lange die Sonne ihren Lauf in den mittägigen Himmelszeichen nimmt, befinden sich die Sibirier fast in einer fortdauernden Dunkelheit, und sie erleuchten alsdann ihre Hütten blofs mit Spänen von Birkenholz, welche sie erst auf dem Ofen

trocknen, und nachher zwischen das Gebälke stecken, oder selbige auf einen Dreyfuſs aufstellen. Diese Wohnungen sind übrigens von Holz und ihre Aufführung erfordert nicht viel Kunst. Man macht bloſs Einschnitte oder Fugen in die Enden der Balken, um sie in einander schränken zu können; jedoch wird dabey so wenig Sorgfalt beobachtet, daſs groſse Zwischenräume offen bleiben, welche mit Moos verstopfet werden. Dieser Bau, der gemeiniglich 12 bis 20 Fuſs ins Gevierte enthält, wird bloſs mit Bretern gedeckt. Wenn eine solche Wohnung zwey Stockwerke hat, so ist das untere für das Vieh bestimmt; das obere aber ist in zwey Theile getheilet, und die eine Hälfte zu Aufbewahrung der Milch und anderer Vorräthe, so wie die andere zur eigentlichen Wohnung der Familie bestimmt. Fast den vierten Theil der Stube nimmt der Ofen ein, der gemeiniglich von Backsteinen ist, und mit den gewöhnlichen Öfen viele Ähnlichkeit hat, nur mit dem Unterschiede, daſs er ganz flach und ohne Rauchfang ist. Um dem Rauche Abzug zu verschaffen, ist in der Decke eine 6 Zoll groſse Öffnung angebracht, welche nach Gutbefinden vermittelst einer Klappe verschlossen werden kann. Ungeachtet der Strenge des Winters machen sie täglich nur Einmal früh zwischen 7 bis 8 Uhr Feuer in dem Ofen. Sobald das Feuer zu brennen anfängt, erfüllt sich die Stube mit Rauch, da die Klappe seit dem Abend vorher noch verschlossen ist. Der Rauch nimmt so überhand, daſs er eine beynahe 3 Fuſs hohe Wolke über dem Fuſsboden bildet, und die Bewohner müssen so lange auf der Erde sitzen bleiben, oder ganz gebückt gehen, um nicht zu ersticken. Dieser Gebrauch, so sonderbar er scheinet, ist indessen nützlich, weil der in der Stube verbreitet bleibende Rauch die Hitze in der Hütte sehr vermehret, und auch dann noch erhält, wenn das Holz schon verbrannt ist. Erst dann, wenn das Holz verzehret, und nur noch ein Brand übrig ist, wird, ungefähr 3 Stunden nach dem Einheitzen, die Klappe geöffnet, worauf der Rauch sich sehr geschwind verziehet, und alsdann die Klappe gleich wieder bis zum

andern Morgen verschlossen wird. Die Hitze in den Stuben, welche des Morgens zu 36 bis 40 Graden nach Reaumur steigt, und für einen Fremden fast unerträglicher als die strenge Kälte im Freyen ist, erhält sich bis auf den andern Morgen in einer Höhe von 16 bis 18 Graden.

Das ganze Geräthe in der Hütte besteht in hölzernen Bänken, die längs den Wänden angebracht sind, zuweilen in einem Tische, und einigen hölzernen oder irdenen Gefäſsen zur Zurichtung und Aufbewahrung der Lebensmittel.

Die Einwohner sind gröſsten Theils der Griechischen Religion zugethan, und jede Familie hat eine kleine Kapelle, in welcher das Bildniſs des Schutzpatrons sich befindet, den sie als den Schutzgeist der Hütte ansehen. Nie verlassen sie ihre Wohnung, oder kehren in selbige zurück, ohne ein kurzes Gebet an ihren Heiligen zu richten. Die Russen haben überdieſs die Gewohnheit, die Kapelle mit kleinen Lichtern zu schmücken, wozu noch einige Bilder von Heiligen kommen, vorzüglich die, welche sie bey ihrer Verheirathung zum Geschenke erhalten. Die Wohlhabenden hängen vor ihrer kleinen Kapelle eine Lampe auf, und an gewissen feyerlichen Tagen zünden sie alle Lichter an, welche sie die ganze Nacht hindurch brennen lassen. Die wenige Sorgfalt, welche sie anwenden, die ausgebrannten Lichter durch andere zu ersetzen, verursacht eine Menge Feuersbrünste, wodurch zuweilen ganze Ortschaften in die Asche gelegt werden.

So viel von der Bauart des Volkes auf dem Lande. Um von der Bauart der Bürger, des Adels und der öffentlichen Gebäude einen Begriff zu geben, ist es hinreichend, einiges von Tobolsk, der Hauptstadt des Reichs, anzuführen.

Diese Stadt hat in der Entfernung von einer Viertelstunde, theils wegen ihrer Lage, theils aber auch wegen einer Menge kleiner Thürme, von denen die meisten mit Kupfer gedeckt sind, ein vortheilhaftes Ansehen. Aber diese

Schönheit verschwindet bey dem Eintritte in die Stadt. Die Häuser sind alle von Holz schlecht gebauet. Die Kanzley, die Wohnungen des Gouverneurs und des Erzbischofs, das Rathhaus und eine Art von Blockhaus, sind die einzigen von Backsteinen aufgeführten Gebäude. Die Gassen sind unreinlich; und ob man gleich, um dieser Unbequemlichkeit einigermaſsen abzuhelfen, Fuſssteige mit Holz belegt hat, so werden diese doch so schlecht unterhalten, daſs man bey Besuchen oder Geschäften sich fast durchgehends eines Wagens bedient; welches aber auch bey der Wohlfeilheit der Pferde, des Futters und der hier gewöhnlichen Wagen, keine groſse Kosten verursacht.

An Meubles herrscht kein Überfluſs. Nicht allein zu Tobolsk, sondern sogar in einem groſsen Theile Ruſslands, haben oft sehr Wohlhabende in ihrem Hause nur ein Bette für sich und ihre Frau; die übrigen zum Hauswesen gehörigen Personen schlafen gemeiniglich auf Bänken, oder auf Teppichen, die in verschiedenen Stuben aufgebreitet werden. Das Bette des Hausherrn selbst hat keine Vorhänge. Übrigens besitzen auch wohlhabende Einwohner zu Tobolsk nichts als einige hölzerne Stühle und einen kleinen Tisch. In ganz Tobolsk findet sich kaum hier oder da ein austapeziertes Zimmer. Nackende Schalwände von Bretern oder Balken und nur gedachte Meubles sind alles, was man in den meisten Häusern antrifft.

In diesem Stande der Kindheit befindet sich die Architektur und die innere Verzierung der Zimmer so wohl auf dem Lande als in den Städten, und der Liebhaber der bildenden Künste kann dabey keine Befriedigung finden. Demungeachtet wird diese kurze Schilderung nicht zweckwidrig seyn. Sie ist ein Gegenstück zu den Darstellungen des Geschmacks kultivirter Nationen, der Schatten, um die vorzüglichern Gegenstände in ein helleres Licht zu setzen, ein Mittel, den hohen Werth der Vollendung und den mühsamen Weg zu derselben von den ersten rohen Versuchen an recht lebhaft vor Augen zu stellen. Über dieses befinden sich zwar in Sibirien die bildenden Künste noch in einem

sehr rohen und unvollkommenen Zustande; allein dieses Land ist ein Theil des Russischen Reichs, das, so wie in jeder andern Rücksicht, auch in Absicht der bildenden Künste die gröſste Aufmerksamkeit verdient, und dessen Beschreibung ich hauptsächlich nach Anleitung und fast allezeit mit den Worten des Herrn Storch in seinem meisterhaften Gemählde von St. Petersburg, dem Zweck meines Werkes gemäſs, versuchen will.

Es ist Vorurtheil, wenn man die Russen in den vorhergehenden Zeiten nur für ein kriegerisches, rohes und mit den Wissenschaften ganz unbekanntes Volk ansiehet. Die Spuren einer höhern Kultur, die sich bey den Annalisten finden, widerlegen dieses Vorurtheil, und begründen die Wahrscheinlichkeit, daſs schon vor der bekannten Unterjochung dieses Landes durch die Tatarn die Russische Nation ein civilisirtes Volk genannt zu werden verdiente. Der Gebrauch der Cyrillischen Schrift, und die Slavonische Übersetzung der Bibel im neunten Jahrhunderte; die Schulen, welche späterhin der Groſsfürst Wlodimir stiftete; die Liebe dieses Fürsten zu den schönen Künsten; die poetische Nachahmung der Psalmen, welche schon um diese Zeit in den Kirchen gesungen wurden; das von Jaroslaw Wladimirowitsch um das Jahr 1019 den Nowogrodern gegebene bürgerliche Gesetzbuch; der Glanz seines Hofes, dessen selbst ausländische gleichzeitige Geschichtschreiber mit Erstaunen erwähnen; endlich die Denkmähler der Mahlerey, einer Kunst, die in Ruſsland ein Jahrhundert früher als in Italien wieder auflebte: — alle diese und unzählige andere Merkmahle einer weit fortgerückten Kultur lassen keinen Zweifel übrig, daſs die Russen des damaligen Zeitalters schon eine Stufe von Veredlung erklimmt hatten, zu welcher einige der übrigen Europäischen Völker erst später gelangten. Unter der Herrschaft der Tataren verlor sich jedoch diese Morgenröthe eines kommenden schönen Tages, und während jenes für Ruſsland traurigen Zeitraums eilten die damals zurück gebliebenen Nationen so weit voraus, daſs ihnen die

Russen bis jetzt, aller Anstrengung ungeachtet, noch nicht haben gleich kommen können.

Von dem Gefühl des schwer auf ihnen liegenden Druckes zu unaufhörlichem Widerstande gereitzt, ging die sanfte Neigung zu den Künsten des Friedens in die kriegerische Wildheit über, die ihren Namen in dem letzt verflossenen Jahrhunderte so furchtbar machte; bis es endlich den fortgesetzten Bemühungen Peters des Grofsen und seiner Nachfolger gelang, die eingeschlafene Liebe zu den Wissenschaften und Künsten wieder zu erwecken, und ihrer Nation den Ruhm, eben so unterrichtet und aufgeklärt, als tapfer und kriegerisch zu seyn, zu erwerben.

Mit der Regierung Peters des Grofsen beginnt eine neue Epoche für Rufslands Kultur. Nützliche Kenntnisse werden, gleich fremden Pflanzen, in diesen Boden versetzt, und gedeihen; das Nationalgenie entwickelt sich; die Sprache wird gereiniget, bereichert und ausgebildet; Schriftsteller von Talent treten auf, und liefern Geistesprodukte, die sich den lebhaftesten Beyfall der Nation und die Achtung der Ausländer erwerben; die auf Peter den Grofsen folgenden Beherrscherinnen Rufslands fahren in dem Bestreben fort, die Russische Nation durch Kenntnisse und Wissenschaften vollkommner zu bilden; und ihre Bemühungen sind von einem so glücklichen Erfolge begleitet, dafs das übrige Europa aufmerksam sie beobachtet.

Es ist aber auch ein herzerhebender Anblick, eine grofse mit hoher Empfänglichkeit und Perfectibilität begabte Nation mit raschem Schritte auf der Bahn zu wahrer Ausbildung forteilen, und die Scheidewand, welche sie von ihren kultivirten Nachbarinnen trennte, muthig niederreifsen zu sehen. Und eben so belehrend ist dieses Ereignifs, wenn man die Geschichte des seltenen Mannes, durch den die Russische Nation auf den Weg zu der erhabenen Stelle, die sie jetzt in den Künsten und Wissenschaften behauptet, hingeleitet wurde, — die Geschichte Peters I. studiert. Ein philosophisches

Gemählde der Russischen Litteratur und der Geschichte der bildenden Künste, wie sie vor Peter dem Grofsen waren, was sie durch ihn wurden, und was sie jetzt sind, müfste eines der interessantesten Bruchstücke zur Geschichte der Menschheit seyn.

Die Fortschritte, die der Naturmensch, von dem Stande, wo er Nahrung und Obdach blofs von der mütterlichen Hand der Natur annimmt, zur eignen Bearbeitung dieser Bedürfnisse, zur Erfindung nützlicher Geräthschaften thut, — das Erwachen von dem Stumpfsinne, in dem Sättigung und Ruhe seine ganzen Wünsche ausmachen, zum Gefühl des Behaglichen eines bequemen Lebens, — die Thätigkeit, die hierdurch in der Gesellschaft bewirkt wird, — der raschere oder langsamere Schritt, den sie auf dem Wege der Kultur gehet, — die Ursachen, wodurch alles dieses veranlasset, befördert oder aufgehalten wird, — sind ein interessanter und belehrender Gegenstand für den aufmerksamen Beobachter. — Wir arbeiten um zu leben, und leben um zu geniefsen: in diesen Worten liegt das Ziel alles menschlichen Bestrebens. — Und je mehr der Mensch seine Kräfte aufbietet, um sich die Mittel zum Lebensunterhalte zu verschaffen, je vielfacher und erhöheter sein Genufs ist, um so höher ist die Stufe der Kultur, auf der er stehet.

Der Übergang vom Streben nach den ersten unentbehrlichsten Bedürfnissen zur Sorge für selbst unbedeutend scheinende Bequemlichkeiten ist der entscheidende Moment, in dem ein Volk zur Kultur fortschreitet. Aber oft steht ein Volk Jahrhunderte lang an der Grenzlinie, ohne zum ersten Schritte über dieselbe aufgeregt, oder ohne sodann gehörig weiter geleitet zu werden.

Das einzige durch die Erfahrung bewährte Mittel, jede Art von Künsten unter einem Volke schnell zur Vollkommenheit zu bringen und sie gemeinnützig zu machen, ist dieses, dafs jeder Einzelne sich nur mit einer gewissen Art der Arbeit beschäftige, und durch die erlangte mehrere Fertigkeit in Stand gesetzt werde, die Bedürfnisse der Gesellschaft schneller und besser zu

befriedigen, als jeder Einzelne sich solche würde verschaffen können. Vermittelst dieser Vertheilung erhebt sich die rohe Arbeit zur Kunst, die stete Übung lehrt neue Handgriffe und Vortheile, bahnt den Weg zu neuen Erfindungen, und bringt die schon vorhandenen zur Vollkommenheit und Reife Und hierin liegt auch der Grund, warum in den Städten die Künste und Handwerke besser als auf dem Lande betrieben werden. — Der Arbeiter kann ganz seinem Gewerbe sich widmen, ohne sich mit der Erbauung seiner Nahrungsmittel oder der Zubereitung anderer Bedürfnisse zu beschäftigen, die er von seinen Mitbürgern erhält. Volkreiche Städte eines Staats, und unter diesen vorzüglich die Residenzen, sind daher so zu sagen das Treibehaus aller Kultur, vorzüglich für die bildenden Künste, wo die Aufmunterung des Fürsten und der Reichen, der Beyfall eines grofsen und gebildeten Publikums, und die wahrscheinliche Aussicht auf Gewinn und Ruhm die besten Köpfe der Nation auf Einen Punkt vereinigt, und gegenseitigen Wetteifer unter ihnen erwecket.

Von dem blühenden Zustande der Künste in der Residenz wird man übrigens zwar nicht auf deren eben so günstige Lage in dem ganzen Lande schliefsen, wohl aber daraus vermuthen können, dafs von hier aus der Geschmack an den Künsten, nach der Beschaffenheit des Charakters der Nation, sich immer weiter verbreiten werde.

Und so wird denn ein Blick auf den National-Charakter der Russen, und dann auf St. Petersburg, zeigen, was in Rufsland für den Geschmack theils schon geschehen ist, theils was man noch erwarten darf.

Man kann mit Grund annehmen, dafs der Charakter eines Volks aus der Wahl seiner Vergnügungen und aus der Art sie zu geniefsen beurtheilt werden kann; jedoch gilt dieses eigentlich von dem grofsen Haufen, oder der Mittel- und der gemeinen Klasse.

Die Vergnügungen und Lustbarkeiten der höhern Stände sind fast in allen Ländern, durch die Verbreitung der Kultur und die nähere Verbindung der Nationen unter einander, zu gleichförmig geworden; da hingegen die Belustigungen des Volkes überall noch das Gepräge einer gewissen Individualität an sich haben. Die feinsten Züge und Eigenheiten des National-Charakters äuſsern sich vorzüglich in der Art, wie ein Volk seines Daseyns froh zu werden sucht; und ich glaube behaupten zu dürfen, daſs die Empfänglichkeit eines Volks für die bildenden Künste mit dessen Empfänglichkeit für unschuldige Vergnügungen und der Art seine Freude auszudrükken in genauem Verhältnisse stehe.

Zuverlässig wird die Kenntniſs dieses Charakterzuges den Künstler belehren, ob er auf Beyfall rechnen, und auf welchem Wege er solchen erhalten kann.

Der Russe ist, im Ganzen genommen, ein fröhlicher Mensch: ein glücklicher Leichtsinn und eine ihm vorzüglich eigne Sorglosigkeit begleiten ihn durch sein ganzes Leben. Das elendeste Schicksal und die mühseligste Arbeit lassen ihm noch immer einiges Gefühl für den Genuſs seines Daseyns. Der frohe Sinn des gemeinen Russen äuſsert sich hauptsächlich durch den Gesang, der die allgemeine Belustigung desselben genannt zu werden verdient. Jedes, auch das mühsamste Geschäft versüſst sich der Russe durch Singen, und jede Freude, jedes Gelag wird dadurch belebt und erheitert. Es giebt sicher keine Nation in Europa, bey welcher der Hang zu dieser Ergetzung so herrschend wäre; und wenn das Volk in andern Ländern Opern-Arien singt, die den Beyfall des vornehmen Publikums haben, so hört man dagegen in Ruſsland wahre Volksgesänge, deren Dichter und Komponisten ebenfalls aus den niedern Volksklassen sind, und die von Petersburg bis Irkuzk auf eben diese Weise gesungen werden. Das National-Interesse, welches in diesen Gesängen liegt, ihre höchst einfache, aber enthusiastisch hinreiſsende

Melodie, die musikalischen Anlagen und die gröſsten Theils glücklichen Organe der Russen, machen eine sehr angenehme und überraschende Wirkung auch auf unmusikalische Fremde und Ausländer.

Dieses beweist hinlänglich, daſs der Russe Empfänglichkeit für unschuldige und nicht bloſs sinnliche Freuden des Lebens hat, und bey mehrerer Ausbildung seiner Anlagen in den bildenden Künsten glückliche Fortschritte thun könne; besonders durch die auſserordentliche Fähigkeit im Nachahmen, die als eine hervorstechende natürliche Eigenschaft der Russischen Nation anzusehen ist. Man muſs erstaunen, wenn man sieht, wie schnell die rohesten, mit allen Begriffen von Kunst unbekannten Menschen sich die höchste Fertigkeit und den richtigsten Takt in mechanischen Arbeiten erwerben, und der polirte Marmor, der die Russischen Tempel zieret, wird durch die Betrachtung interessant, daſs ein groſser Theil dieser Denkmähler der Pracht und Kunst aus den nachbildenden Händen Russischer Bauern hervortrat. Denkt man nun den lebhaften Geist, die heitere Gemüthsart, die Geschicklichkeit im Nachbilden, und die zu Ausführung groſser Werke nothwendige körperliche Stärke zusammen, die man bey den Russen im Ganzen findet; so siehet man, wie es Peter dem Groſsen möglich war, in dem Zeitraume von etwa dreyſsig Jahren sein Volk und sein Land fast neu zu schaffen.

Doch ich gehe nun zu dem Gemählde von St. Petersburg über.

Auf der sumpfigen Küste des Finnischen Meerbusens, unter einem unfreundlichen Himmel, in Nebel und Schnee vergraben, lag ein armseliges Dorf, von Fischern bewohnt; und diesen rauhen, wilden, von der Natur und den Menschen vernachlässigten Platz erhob der thätige Wille Eines groſsen Mannes zur Werkstätte der Künste, zum Wohnsitz seiner Gröſse.

Peter der Groſse hatte unstreitig viel Gründe, seinen Wohnsitz hierher zu verlegen. Er war hier dem Schauplatze des Schwedischen Krieges nahe; die

eroberten Provinzen wurden der Nation durch die neuen Anlagen interessanter; Fremde, die Peter der Grofse in sein Land ziehen wollte, waren geneigter sich hier, als in dem entfernten Moskau niederzulassen; und die Geschäfte mit den übrigen Europäischen Staaten konnten von Petersburg aus schneller, als aus der alten Residenz betrieben werden.

Zu bedauern ist es freylich, dafs die physische Lage und das Klima von St. Petersburg nicht günstig sind. Der Boden, auf dem die Residenz an der Mündung und auf den Inseln der Newa stehet, ist niedrig und sumpfig, die Gegend umher ist Morast und Wald, bis auf die einzelnen Stellen, welche Menschenfleifs und Kunst, trotz der kargen Natur, zu reitzenden Gefilden umgeschaffen hat. Die Kälte ist, so wie auch deren Wirkungen, sehr stark und heftig; es friert 150 bis 190 Tage während eines Jahrs, und der Frost dringt 2 bis 3 Fufs tief in die Erde.

Die Stärke des Eises auf der Newa ist gemeiniglich 28, zuweilen aber auch bis 36 Zoll; die heftigste Kälte erreicht bis 33, die gröfste Hitze aber bis 27 Grad. Fünf auch sechs Monate bleibt die Newa das Jahr durch zugefroren. Die kleinste Anzahl der Tage im Jahre sind unter dem Petersburger Himmelsstriche in freyer Luft geniefsbar, und die Freuden des Sommers sehr eingeschränkt. Der Winter ist die beste Jahreszeit, und hat grofse Vorzüge vor seinen feuchten und neblichten Brüdern in südlichen Ländern, indem dort eine ausdauernde gleiche Kälte den Körper stärkt und erfrischt.

Die Physiognomie der Residenz ist lachend. Breite und sehr lange Strafsen, die sich häufig in stumpfen und spitzen Winkeln durchschneiden — grofse freye Plätze — Mannigfaltigkeit in der Bauart der Häuser — endlich die vielen Kanäle und die schöne Newa mit ihren dauerhaften und geschmackvollen Einfassungen, machen den grofsen Anblick heiter und angenehm, und in Ansehung der Regelmäfsigkeit und Anlage zur Schönheit darf Petersburg die Vergleichung mit andern grofsen Städten nicht scheuen.

Die Schnelligkeit, mit der Peter der Grofse diese Stadt entstehen liefs, ist hier im Bauen noch immer so gewöhnlich als bewundernswerth: in kurzer Zeit sieht man weitläuftige wüste Felder mit Häusern bedeckt, und wer nur einige Jahre nicht in Petersburg gewesen ist, findet sich oft in unbekannte grofse Gassen versetzt. Der Admiralitäts-Antheil, jetzt die schönste Gegend der Stadt, war noch vor wenigen Jahren so wüste, dafs viele Einwohner schon jetzt die Paläste bemerken, an deren Stellen sie Morast oder Viehtriften gesehen haben.

Der Umfang der Residenz beträgt 24 Werste oder $3\frac{1}{2}$ Deutsche Meilen, welches aber auch mit von den in der Stadt immer noch liegenden leeren Plätzen herrührt. Die Newa fliefst durch die Stadt, ist 150 bis 200 Klaftern breit, und trägt Schiffe von mittler Gröfse.

Noch im Jahre 1787 war fast die Hälfte der Häuser in Petersburg von Holz; sie verminderten sich aber von Jahr zu Jahr, theils durch die Verwüstungen des Feuers, die immer vorzüglich die hölzernen Häuser treffen, theils durch die Wirksamkeit des herrschenden Baugeistes, und theils durch die obrigkeitlichen Befehle und Verordnungen. Kein hölzernes Haus darf ausgebessert, oder, wenn es abgebrannt ist, von neuem aufgeführt werden, und nur in den entfernten Stadttheilen wird hiervon zuweilen eine Ausnahme gemacht. Der Nutzen dieser Verordnung erhellet daraus, dafs es bey der vorigen Regierung zum Sprichwort geworden war: Katharina die Zweyte hat Petersburg hölzern empfangen, und wird es steinern zurück lassen.

Diese hölzernen Häuser werden gewöhnlich aus runden, über einander gelegten Balken aufgeführt, deren Zwischenräume man mit Moos und Werk ausfüllt. Um ihnen ein besseres Ansehen zu geben, bekleidet man ihre Aufsenseite häufig mit Bretern, und giebt diesen einen gewöhnlichen Anstrich. Ein hölzernes Haus hat gemeiniglich ein vier bis sieben Fufs hohes Kellergeschofs, und selten mehr als Ein Stockwerk.

Diese im Norden einheimischen Wohnungen haben mehrere nicht unbedeutende Vorzüge. Sie sind im Winter warm; ihre Erbauung kostet sehr wenig; auf steinernem Fundament dauern sie 60 und mehrere Jahre; ihre Construction erlaubt alle nur erdenkliche Veränderungen der Form; und sie sind endlich sogar transportabel. In Moskau findet man auf gewissen Märkten fertige Häuser zum Verkauf, die nur zusammen gesetzt werden dürfen. Ein Eigenthümer, der sich in einer andern Gegend der Stadt niederlassen will, führt nebst seinen Mobilien auch sein Haus mit sich, und läſst es auf seinem neuen Wohnplatz aufstellen. Diese und andere Vortheile rechtfertigen die Vorliebe der Nation für hölzerne Gebäude, die so weit geht, daſs begüterte Leute, vorzüglich in Moskau, oft neben ihrem steinernen Hause ein hölzernes Wohngebäude zu ihrer eigenen Benutzung erbauen.

Die steinernen Häuser in St. Petersburg werden im allgemeinen mit sehr vielem Geschmack und Bequemlichkeit, aber nicht mit eben so viel Solidität gebauet. Sie sind durchgehends ganz von Stein, nie von Fachwerk, und haben gewöhnlich über dem Erdgeschoſs nur zwey, selten weniger, und noch seltner mehr Stockwerke. Es giebt zwar auch Häuser von auſserordentlicher Höhe; da man aber in Petersburg in Rücksicht auf Wohnung mit mehr Luxus lebt, als an vielen andern Orten, so ist die nehmliche Höhe, die z. B. in Paris zu drey Stockwerken reichen würde, nur zu zweyen benutzt. Die meisten Häuser haben nach Italienischer Bauart ein Erdgeschoſs, dessen Fenster nur wenig über das Pflaster hervorragen, und welches zu Bedientenzimmern und kleinen Kramladen eingerichtet ist. Dieses Erdgeschoſs wird jetzt häufig mit Granit bekleidet. Die Fuſsböden der Häuser sind gröſsten Theils geschmackvoll und in gutem Styl, zuweilen aber auch mit Zierathen überladen, die der Herrschaft der Moden so gut unterworfen sind, als die Form der Kleider. Seit 1794 ist der Geschmack an Säulenverzierungen herrschend, und so lange dieser dauern wird, wird hierin so gut übertrieben, wie in

jeder andern Mode. Da man hier durchgehends von Backsteinen bauet, so werden die meisten Mauern mit mancherley Farben übertüncht, unter denen einige Zeit durch grün und *Caffé au lait* die beliebtesten waren. Die Dächer werden theils mit Ziegeln, theils mit Kupfer und Eisenblech bedeckt, welche letztere, aufser ihrer Dauerhaftigkeit und Sicherheit, einen angenehmen Anblick gewähren, wenn sie, wie häufig geschieht, mit grünen oder rothen Farben überzogen werden. Die Form der Dächer ist nach der schönen Baukunst platt; dafs hier nirgends ein Giebel zu sehen ist, versteht sich bey einer Stadt von so neuer Anlage von selbst.

In der innern Bauart und Einrichtung der Häuser (es wird hier nicht von Palästen gesprochen) ist für die Bequemlichkeit und den Luxus so sehr gesorgt, als in irgend einer Stadt in Europa; eine Sorgfalt, die das unfreundliche Klima in Petersburg freylich nothwendiger macht, als anderwärts. Daher haben fast alle gute Privathäuser gewölbte Thorwege, unter welchen man, gegen jede Witterung geschützt, aus und in den Wagen steigen kann; geräumige Holzplätze, die viele hundert Klaftern Holz fassen, und dennoch Raum genug für wartende Equipagen enthalten; Vorzimmer für die Bedienten, u. s. w. Überhaupt giebt es wenig grofse Städte, in welchen die Häuser durchgängig mit so sorgfältiger Rücksicht auf guten Geschmack und Bequemlichkeit erbauet wären. Schöne, breite, steinerne Treppen, hohe geräumige Zimmer, Balkons an den Sälen, gut angebrachte Fenster mit grofsen hellen Glasscheiben, geschmackvolle Öfen und Kamine, parketirte Fufsböden und dergleichen, gehören zu den sehr gewöhnlichen Erfordernissen einer Wohnung. — Der Luxus, mit welchem die Häuser des Mittelstandes meublirt sind, grenzt an den Englischen, so wie der Geschmack dieser Nation vorzüglich herrschend ist. Überall sieht man Meubles von Mahagoniholz, dessen Verbrauch seit einiger Zeit so allgemein ist, dafs selbst auf dem Markt in Newski, wo nur geringe Leute ihre Bedürfnisse an

Holzwaaren suchen, Tische und Schränke von dieser Holzgattung feil geboten werden. Lackirte Sessel, Polster mit Saffian oder Zitz überzogen, marmorne Wandtische, krystallne Lampen und Kronleuchter, Tischuhren, Fufsteppiche, bemahlte oder mit Tapeten bekleidete Wände u. s. w. sind so gewöhnlich, dafs ihr Anblick gar keine Aufmerksamkeit erreget.

Diese Schilderung pafst nicht etwa nur auf die Lebensart der höhern und reichern Stände; sondern die mehresten Häuser der Kaufleute und Staatsbedienten, zum Theil auch der Künstler und Gelehrten, ja sogar einiger Handwerker, sind auf keine schlechtere Weise eingerichtet.

Der Sinn für die Gemächlichkeit des Lebens und für eine gewisse äufsere Eleganz ist so allgemein, und der Wohlstand der mehresten Klassen so grofs, dafs man für sehr geschmacklos oder arm gehalten wird, wenn man in dieser Gattung von Luxus zurück bleibt. Es ist nicht zu läugnen, dafs der Anblick so niedlich aufgeputzter Zimmer, als man in Petersburg fast in allen Häusern sieht, eine angenehme Befriedigung gewähret; aber noch gefälliger ist die grofse Reinlichkeit, die sich fast überall, vorzüglich bey den Ausländern, zu dieser Eleganz gesellt.

Familien des reichern Adels, die sich gänzlich in der Residenz niedergelassen haben, besitzen hier eigne Häuser und Paläste, in denen oft der ausgesuchteste Geschmack und eine fürstliche Pracht herrschen, wenn sie auch einen Theil ihrer Lebenszeit in Moskau oder auf ihren Gütern zubringen, wo sie nicht selten eben so gut und besser eingerichtet sind.

Der Zusammenflufs grofser Künstler und geschickter Arbeiter in der Residenz erleichtert dem reichen Adel die Ausführung seiner oft riesenmäfsigen Entwürfe. Die Russischen Grofsen vertheilen sich in den kultivirten Ländern von Europa, und suchen überall Kunstwerke und Kostbarkeiten zusammen, um ihre Familiensitze zu verschönern. Zuweilen aber kontrastirt auch, wie an andern Orten, der edelste Geschmack in der Bauart mit einzelnen

bizarren Ideen, oder die gröſste Pracht in der innern Einrichtung mit einer auffallenden Vernachlässigung in kleinen alltäglichen Gegenständen, so daſs man jene Übereinstimmung und Ordnung, die oft mehr gefällt als Pracht selbst, und eines der wesentlichsten Erfordernisse bey der innern Auszierung und bey Gegenständen des Geschmacks ist, vermiſst.

Ausgezeichnet sind jedoch vor allen die kaiserlichen Paläste. Der Winterpalast wird durch seine kolossalische Gröſse, (er hat 430 Englische Fuſs Länge, und 350 Breite) die Pracht, die in und um denselben herrscht, die Schätze von Kostbarkeiten und Seltenheiten die hier aufgesammelt sind, zu einem der sehenswürdigsten Gebäude der Residenz.

Das Äuſsere dieses Palasts, der in Verbindung mit der Eremitage den Umfang einer kleinen Stadt begreift, ist durch seine Gröſse imposant, aber durch seine Bauart selbst nicht merkwürdig. Die Kaiserin Elisabeth war es, welche im Jahre 1754 den Anfang zu der Erbauung dieses Palastes anbefahl. Die Direktion der Ausführung erhielt der Graf Rastrelli, und der Bau wurde im Jahre 1762 nach dem Tode der Kaiserin geendigt. Der Styl und die Überladung mit Verzierungen verrathen das Zeitalter seiner Aufführung. Die ganze Höhe, welche 70 Fuſs beträgt, fasset nur ein Erdgeschoſs, ein Hauptstockwerk und ein Entresol. Die Lage dieses Palastes ist herrlich. An die linke oder östliche Seite des Winterpalastes stöſst die Eremitage, ein aus zwey abgesonderten prächtigen Gebäuden, welche durch bedeckte Gänge unter sich mit dem Winterpalaste verbunden sind, bestehendes Ganze.

Der Marmorpalast, ein durch seine Pracht vielleicht einziges Gebäude, bildet ein längliches Viereck, dessen eine schmälere Seite durch zwey hervorspringende Flügel einen Hofplatz erhält. Die solide Pracht, die überall an diesem Palaste blendet und in Erstaunen setzt, läſst dem Zuschauer keinen Blick für diese Mängel übrig. Seine riesenhafte Masse thürmt sich in drey Stockwerke empor, von denen die Auſsenseite des untern mit Granit, die obere

aber mit grauem Marmor bekleidet, und mit Pfeilern von röthlichem Marmor geziert ist. Alles was das Auge erblickt, ist Stein und Metall. Die Fensterrahmen sind von gegossenem Messing und stark vergoldet, die Scheiben facettirtes Spiegelglas, die Balkons metallne vergoldete Geländer; selbst das Dach ruht auf eisernen Sparren und ist mit Kupfer gedeckt. Der Anfang zu der Erbauung dieses Palastes wurde im Jahre 1770 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. unternommen, und im Jahre 1783 geendiget.

Neben diesen Palästen zeichnet sich auch der Palast aus, welchen die letzt verstorbene Kaiserin ihrem Wohnsitze gegenüber am Schloſsplatze erbauete. Die Vorzüge desselben sind die kolossalische Gröſse, der einfache edle Styl, der nur durch zwey ungeheure Marmorsäulen an jedem der drey Thore gehoben wird.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist die Kirche, welche unter den Kirchen zugleich die prächtigste der Residenz werden wird, die Isaaks-Kirche. Der Anfang zu dem Baue dieser Kirche wurde im Jahre 1764 unternommen, und ist noch nicht vollendet. Sie ruht, wie der Marmorpalast, auf einer Grundlage von Granitquadern, und wird von auſsen und innen mit Marmor, Jaspis und Porphyr bekleidet. Von den übrigen Kirchen verdient die Peter-Pauls-Kirche eine besondere Aufmerksamkeit, indem sie ihren Ursprung dem groſsen Kaiser Peter I. zu verdanken hat, und die Körperreste ihres unvergeſslichen Erbauers und mehrerer seiner Nachfolger enthält.

Das linke Ufer der Newa ist in einer Strecke von 1650 Fuſs mit einem Kay von Granitquadern versehen. Dieses groſse Monument, welches in Rücksicht auf Nutzbarkeit und Pracht seine Parallele nur unter den Ruinen des alten Roms suchen darf, hat sein Daseyn der letzt verstorbenen Kaiserin zu verdanken. Die Höhe des pilotirten Ufers über der Wasserfläche beträgt zehn Fuſs; das Ufer selbst ist mit einem eignen Wege für die Fuſsgänger von der Breite einer Klafter, und einer Wand oder Lehne von 2½ Elle

Höhe und $1\frac{1}{4}$ Elle Breite versehen. Diese Einfassung ist stellenweise von Auffahrten und Ruhebänken unterbrochen, die in regelmäfsigen Entfernungen abwechseln. Erstere haben die Form eines halben Zirkels, und sind von beyden Seiten mit Stiegen umgeben, die vom Kay herunter zu bequemen Landungsplätzen führen. Alles was hier genannt worden, ist durchaus von gehauenem Granit. Man kann sich leicht vorstellen, dafs das linke Ufer der Newa durch diese Einfassung eine der glänzendsten Gegenden der Stadt werden mufste, und dafs, wenn Katharina II. hier ein Denkmahl gemeinnütziger Pracht stiftete, der Wetteifer reicher Privatleute dabey alles gethan habe, die Nachbarschaft desselben zu einem Denkmahl des geschmackvollsten Aufwandes zu machen. Die Häuserreihe längs dem Kay darf keine Vergleichung mit irgend einer Gasse in Europa scheuen.

Die Aufzählung aller öffentlichen und architektonischen Werke in Petersburg würde zu weitläuftig für diese Abhandlung seyn, und ich gedenke nur noch Eines Gebäudes, welches weder zu den Palästen noch andern prächtigen Gebäuden gehört, dennoch aber in gewisser Rücksicht eines der interessantesten ist, und die Aufmerksamkeit der Fremden besonders an sich zieht, nehmlich des auf der Petersburgischen Insel stehenden ersten hölzernen Hauses Peters des Grofsen, das nun in einen steinernen Schuppen eingefafst ist.

Eine in andern grofsen Städten unbekannte Erscheinung sind die Strafsenöfen, die hier nicht nur wegen ihrer Eigenthümlichkeit, sondern auch wegen ihres menschenfreundlichen, auf das Bedürfnifs der ärmsten und niedrigsten Volksklasse berechneten Zwecks, eine kurze Schilderung verdienen. Ein solcher Ofen besteht eigentlich aus einem mit Granitgeländern umgebenen Platze, der zuweilen mit Bänken, jederzeit aber mit einem auf eisernen Stangen ruhenden Dache versehen ist, und in dessen Mitte ein grofses

Feuer angezündet wird, an welchem sich 20 bis 30 Menschen bequem wärmen können.

Auf allen grofsen Plätzen, wo sich viele Equipagen versammeln, und die Kutscher und Bedienten mehrere Stunden hindurch der Kälte ausgesetzt sind, hat man solche Feuerbehälter angebracht. Da sie sämmtlich aus Granit erbauet sind, und eiserne bemahlte Dächer haben, so dienen sie auch zur Verschönerung der Plätze, auf welchen sie stehen.

Endlich findet man hier, wie ehedem in Rom und Griechenland, öffentliche Badehäuser, die nicht nur zum Bedürfnifs, sondern auch zur Ergetzung der untern Volksklassen dienen, da sie selbst ihre erste Bestimmung in den meisten Ländern Europens verloren haben. Der gemeine Russe besucht sie wöchentlich einmahl. Der Tag, an welchem ihm dieser Besuch vergönnt wird, ist ein Festtag für ihn. Die Residenz hat eine Menge solcher öffentlichen Badehäuser, die gewöhnlich an Flüssen und Kanälen angelegt werden. Alle Russische Bäder sind Dampfbäder. Das Badezimmer hat einen grofsen gewölbten Ofen, der so stark geheitzt wird, dafs die Felssteine, die den obern Theil desselben ausmachen, glühend werden. Um die Hitze zu vermehren, sprengt man Wasser auf diese Felssteine, wodurch das Badezimmer zugleich mit feuchten Dünsten angefüllt wird. Rings umher an den Wänden sind Bänke oder Stufen befindlich, die jedem die Wahl lassen, eine mehr oder minder heifse Atmosphäre zu suchen, je nachdem man höher steigt, oder dem Fufsboden nahe bleibt. Die Badenden sitzen oder liegen in dieser feuchten Hitze, die zuweilen bis auf 45 Grad nach Reaumur steigt, und eine Ausdünstung bewirkt, von der man sich nur durch eigene Erfahrung einen Begriff machen kann. Um diese noch mehr zu befördern, lassen sich die Badenden gewöhnlich mit trocknen Birkenreisern sanft schlagen und mit wollenen Lappen reiben. Von Zeit zu Zeit steigen sie auf den Fufsboden herab, um sich warmes oder kaltes Wasser über den Kopf und den ganzen

Leib zu gieſsen. Viele unter ihnen springen im Sommer aus diesem Dampfbade in den vorbey flieſsenden Fluſs, oder wälzen sich, wenn es Winter ist, im Schnee. Die öffentlichen Bäder der Residenz haben geräumige Höfe mit vielen Bänken versehen, wo sich die Badenden im Sommer aus- und ankleiden. Fast mit allen Hospitälern und öffentlichen Anstalten sind solche Bäder verbunden, und selbst unter den höhern Klassen der Petersburger Einwohner ist das Baden Bedürfniſs und Vergnügen.

Alle diese der Pracht oder der Bequemlichkeit gewidmeten Werke der Baukunst würden übrigens an sich, wenn sie bloſs von Ausländern aufgeführt würden, keinen Beweis eines blühenden Zustandes der Künste in Ruſsland geben. Allein seit der Regierung Peters des Groſsen war Nationalbildung in Ruſsland ein Gegenstand der öffentlichen Sorge. Diesem Schöpfer der jetzigen Russischen Nation verdanken das akademische Gymnasium und das See-Cadetten-Corps ihren Ursprung.

Wenn bildende Künste in einem Lande gedeihen sollen, müssen Erziehungsanstalten die Grundlage dazu seyn, und schwerlich wird ohne erlangte Schulkenntnisse und nachherigen eigentlichen Unterricht in der Kunst ein Zögling sich über das Mittelmäſsige erheben. Die Nachfolger Peters I. sahen daher stets nicht nur gute Erziehungsanstalten als einen der wichtigsten Gegenstände ihrer Sorgfalt an, sondern sie widmeten ganz besonders zwey Institute den schönen Künsten.

Das wichtigste und vielumfassendste ist die Akademie der Künste, die den doppelten Zweck einer eigentlichen Akademie und einer Lehranstalt hat. Als Schule ist ihre Einrichtung diese: Die Anzahl der Lehrlinge, welche aus den sechsjährigen Knaben freyer Ältern der untern Volksklassen genommen werden, ist 325. Auſser diesen nimmt das Institut auch Pensionärs gegen ein geringes Jahrgeld an. Sämmtliche Zöglinge sind in fünf Klassen getheilt,

und werden bis ins vierzehnte Jahr in allen einem jungen Künstler nothwendigen Vorkenntnissen unterrichtet; alsdann aber müssen sie sich für eines der Fächer bestimmen, welche in der Akademie gelehrt werden. Diese sind die Mahlerey, die Kupferstecherkunst, die Bildhauerarbeit, die Musik, die Baukunst und die Verfertigung künstlicher mechanischer Arbeiten. Jährlich werden Prüfungen und öffentliche Ausstellungen angestellt, welchen das Publikum beywohnt. Die talentvollesten und fleifsigsten Zöglinge, welche viermahl den Preis erhalten haben, werden sechs Jahre hindurch auf Kosten der Akademie nach England, Italien, Deutschland und Frankreich auf Reisen geschickt. Wenn ihre Ausbildung vollendet ist, sind sie aller Verbindlichkeit gegen das Institut entlassen: und so hat die Akademie schon manches grofse Talent zur Vollkommenheit gebracht, und manches schlafende Genie erweckt.

Diese Akademie der Künste wurde im Jahre 1758 von der Kaiserin Elisabeth als eine Klasse der Akademie der Wissenschaften gestiftet. Katharina II. sonderte beyde Anstalten ab, gab im Jahre 1764 der Akademie der Künste eine eigne für sich bestehende Existenz, liefs einen prächtigen Palast für sie bauen, und setzte ihr jährlich 60000 Rubel Einkünfte aus.

Die Gallerie der Akademie der Künste, welche jährlich im Sommer vierzehn Tage hindurch für jedermann geöffnet wird, hat einen beträchtlichen Reichthum von alten und neuen Kunstsachen und Gemählden grofser und berühmter Meister. Um eben diese Zeit findet auch die öffentliche Ausstellung der akademischen Arbeiten Statt, durch welche die Zöglinge um den Preis wetteifern. Es wird nicht leicht eine schöne Kunst geben, in welcher Petersburg nicht einen oder mehrere Meister vom ersten Range aufzuweisen hätte; die mehresten derselben aber sind Ausländer, welche theils nach Petersburg berufen wurden, und in kaiserlichen Diensten stehen, theils

auch daselbst ihren Aufenthalt freywillig wählen, und von dem Erwerb ihrer Talente leben.

Bey dem Eifer der Russischen Monarchen für die Verbreitung der Kunst ist leicht zu erachten, daſs man auf Sammlungen von Kunstwerken bedacht gewesen ist.

Eine ansehnliche Sammlung von Gemählden befindet sich in dem Palaste, welcher die Eremitage genannt wird. Im vierten Theile der Bernoullischen Reisen findet sich ein Katalog derselben, welcher bis 1774 reicht, und schon damals eine Anzahl von 2080 Gemählden angiebt, unter denen sich Originale von Raphael, Rubens, van Dyk, Rembrand, le Brun, Holbein, Correggio und andern berühmten Meistern befinden. Auch sind auſserdem noch einige sehr interessante Privatsammlungen in Petersburg. In der erwähnten Eremitage befinden sich auch schöne Sammlungen von Kupferstichen, von Medaillen und Münzen, und von Gemmen, unter welchen letztern die Sammlung des Herzogs von Orleans und die Nattersche begriffen sind, welche beyde zusammen nebst den Pasten allein auf 10000 Stück enthalten.

An Werken der Bildhauerkunst findet man in den Gängen des kaiserlichen Sommergartens einige sehr schöne Bildsäulen von Marmor, welche Peter I. und die Kaiserinnen Anna und Elisabeth aus Italien kommen lieſsen, und die von guten Italiänischen Meistern sind.

Das wichtigste Werk dieser Art aber, und zugleich eine der kühnsten Unternehmungen, ist unstreitig die Statue, welche Peter dem Groſsen auf dem Petersplatze errichtet worden ist.

Katharina II. übertrug die Ausführung dieses seit 1766 entworfenen Werks dem Französischen Künstler Falconet. Die im Jahre 1782 vollendete Bildsäule stellt den Kaiser zu Pferde vor, welcher in Gallop einen Felsen von Granit heran reitet. Der Felsen, welcher zum Fuſsgestelle dient, wurde bey

dem Dorfe Lachta in Carelien in einem sumpfigen Walde, ungefähr zwölf Werste von St. Petersburg, entdeckt. Nachdem dieser Felsen behauen war, blieb er noch 21 Fuſs hoch, eben so breit, und 38 Fuſs lang, und sein Gewicht wurde auf 3,000,000 Pfund berechnet. Den Transport dieser ungeheuern Masse führte der Graf Carburi (oder, wie er sich nannte, Ritter Lascari) glücklich aus, und brachte im Jahre 1770 die ungeheure Last an den Ort ihrer Bestimmung. *) Die Transportkosten dieses Steins werden auf 70000 Rubel gesetzt, und nach der Bau-Comptoirs-Rechnung haben die sämmtlichen Kosten des Monuments, ohne die gelieferten Materialien, Pfosten, Geräthschaften und andern Ausgaben, 424,610 Rubel betragen. Die Inschrift auf der einen Seite in Russischer, auf der andern Seite, nach dem Senat zu, in Lateinischer Sprache, ist:

PETRO PRIMO

CATHARINA SECUNDA

1782.

Die Statue ist mit einem Gitter von Eisen umgeben. Die Figur des Kaisers hat eilf Fuſs Höhe. Der Anzug ist der alte Russische: kleine Stiefeln, ein Schnurrbart, glatt gekämmtes Haar, das mit einer Lorberkrone geschmückt ist. **) Ein vorzüglicher Bildhauer unsrer Zeit bemerkt jedoch bey diesem Denkmahle, daſs, so viel Kosten auch dasselbe verursacht habe, es dennoch nicht den frappanten Anblick gewähre, der sich davon erwarten lasse.

---

*) Der Graf Carburi hat selbst eine Beschreibung dieses Transports unter dem Titel: *Monument élevé à la gloire de Pierre le grand, du Comte Lascari* 1777. herausgegeben, und das Modell der metallnen Bahn, auf welcher der Felsen transportirt wurde, befindet sich in der Sammlung der Akademie der Wissenschaften.

**) S. den Aufsatz des Herrn Professors Schadow, im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, September 1797. p. 218.

Anstatt des Felsens, worauf das Pferd steht, und wofür man ein prächtiges Piedestal hätte machen können, wünsche man sich sogleich etwas anderes. Als Felsen betrachtet, scheine der Stein immer klein, und als Postament sey er immer noch zu groſs; denn er verkleinere das Pferd, welches, obgleich sehr kolossalisch, nur in der natürlichen Gröſse erscheine, und man sehe deutlich, daſs der Stein, ob er wohl natürlich scheinen solle, künstlich behauen sey; überdieſs könne auch ein so kahler Stein keine Unterhaltung gewähren. Die Statue mache von allen Seiten einen guten Effekt, auſser von vorne; denn von dieser Seite verberge der Kopf des bäumenden Pferdes den Kopf des Reiters; und überdieſs, da man viel niedriger als das Pferd stehe, so sehe man der Perspektive wegen das Pferd von unten auf. Immer aber bleibe es eine der kühnsten Unternehmungen, welche in dem Gebiete der neuern Kunst vorgekommen sey.

Das sich bäumende Pferd ist, wie Herr Schadow ferner angiebt, bloſs vermöge der Eisen, welche aus den Hinterfüſsen und dem Schweife sich in den Felsen senken, befestigt; die ganze übrige Last, nebst der des Reiters, schwebt gleichsam in der Luft. Vom Kopfe des Pferdes an, der sehr dünne gegossen ist, bis zu den Hinterfüſsen, wächst die Dicke des Metalls nach und nach dergestalt, daſs die hintern Theile und der Schweif des Pferdes ganz voll gegossen sind, und durch diese letztern steigt aus dem Felsen eine Charpente von Eisen, mit Ästen und Zweigen durch die ganze Figur hinauf, die aufs scharfsinnigste durchdacht angebracht sind. Auſserdem wär' es auch gar nicht möglich, eine Balance zu geben, welche die hierbey so schwierige Solidität hervorbrächte. Bey dem Gusse dieser Statue hatte man die obern Verbände nicht stark genug gemacht, es verlief sich eine Menge Metall; daher muſste der Kopf des Pferdes besonders ausgegossen werden: dieſs ist so wohl gelungen, daſs man nichts daran sieht. Indem man nachher auf der einen Seite des Pferdes die Röhren los schlagen wollte,

und vorher nicht tief genug eingesägt hatte, rifs man ein grofses Stück von dem Bauche des Pferdes mit heraus. Sonst kam alles sehr rein heraus, und von kolossalischen Statuen neuerer Zeit ist keine so dünne gegossen als diese. In den Vordertheilen ist sie an einigen Orten kaum drey Linien stark; die Hintertheile des Pferdes haben die Dicke eines ganzen Zolls.

Die Masse, aus welcher der Felsen besteht, ist ein feinkörniger Granit.

Aufser dieser Statue befindet sich auch noch in einem andern Theile der Stadt eine Bildsäule Peters I. zu Pferde, welche die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1744 durch einen Italiäner Martelli verfertigen liefs. Sie ist in kolossalischer Gröfse; der Kaiser in Römischem Kostume, und auf dem Harnisch befinden sich Adler; in der Rechten hält er einen Commandostab; das Pferd ist im Trabe vorgestellt, aber nicht in den gehörigen Verhältnissen gebildet. Der Gufs dieser Statue ist sehr gut gerathen; dem Ganzen mangelt es aber an Erfindung und Ausdruck, und es verliert sehr bey der Vergleichung mit dem ersten Monumente.

Übrigens werden vielleicht in keiner Stadt so viele Statuen gegossen, als zu Petersburg. Fast alle antike Statuen vom ersten Range stehen jetzt schon in dieser Art in Zarskoezelo, und man fährt immer fort, sowohl Statuen, als Brustbilder zu giefsen. Einige derselben sind von beträchtlicher Gröfse, als z. B. der Farnesische Herkules und die Flora, die Gruppen der Niobe, ein grofser Kopf der Juno u. s. w. Der Apollo von Belvedere ist zweymal daselbst, aber beydemal durch eine schlechte Ciselirung verdorben.

In Absicht auf Zimmerverzierung findet man in Petersburg auch eine kaiserliche Tapetenmanufaktur, welche Hautelisse und - Basselisse - Arbeiten, jedoch nur für den Hof, liefert, und es ist die Woche durch nur zweymal erlaubt, diese Manufaktur zu sehen. Die Porzellanfabrik hat aufser den Modellirern und den Arkanisten nur Russische Arbeiter, und wird ebenfalls nur für Rechnung der Krone beschäftiget. Die Fayancefabrik hat bisher

nur vergebliche Versuche gemacht, das Englische Steingut zu verdrängen; aber die geschmackvollen Stubenöfen, die sie verfertiget, erheben sie zu einer sehr nützlichen Anstalt. Fast alle neu erbaute Häuser werden mit den trefflichsten Arbeiten dieser Werkstatt versehen, und auch in die Provinzen gehen grofse Bestellungen.

Merkwürdiger durch die Mechanik ihrer Arbeit ist die Steinschleiferey zu Petershof. Alle Instrumente derselben, Sägen, Drehwerk, Schleif- und Polirmaschinen, werden unter dem Fufsboden des Fabrikgebäudes durch Wasser in Bewegung gesetzt, sobald man sie in das Treibwerk hängt. Funfzig Arbeiter sind hier mit der Veredlung fremder und vorzüglich Russischer Steinarten beschäftigt, die zu Tafeln, Vasen, Urnen, Säulen und andern gröfsern oder kleinern Verzierungen umgeformt werden.

Auch ist hier eine Fabrik von Papiertapeten, deren Gebrauch so allgemein ist, dafs die Verfertigung derselben ein sehr nützlicher Zweig der einheimischen Industrie genannt werden kann.

Zu den merkwürdigsten Anstalten aber gehören die grofsen Glashütten, in welchen alle Arten von Krystall- Hohl- Tafel- und Spiegelglas verfertiget werden. Mit diesen Fabriken ist noch eine Spiegelfabrik verbunden, welche Produkte von ausgezeichneter Gröfse und Schönheit liefert.

Alles dieses zeigt zur Genüge, zu welchem Umfange und Vollkommenheit nicht nur die Werke der Architektur und der übrigen bildenden Künste, sondern auch die Anstalten zu deren Verbreitung und Bildung inländischer Künstler in Petersburg in diesem Jahrhunderte gestiegen sind. Die Folgen davon erstrecken sich immer weiter durch die Anlagen, welche die Grofsen auf ihren Gütern machen, und der Muth und die Beharrlichkeit der Russischen Monarchen hat auch in dieser Rücksicht die gröfsten Schwierigkeiten überwunden, und Bequemlichkeit, mit Schönheit und Pracht vereint, in Gegenden gebracht, wo unlängst noch selbst der Begriff davon unbekannt war.

Doch nicht nur in der Residenz, sondern auch auf dem Lande, findet man geschmackvolle Anlagen, deren einige erwähnt werden müssen. Die Gegend um Petersburg und das rauhe Klima legten diesen Unternehmungen viele Schwierigkeiten in den Weg, die aber dennoch glücklich überwunden worden sind.

Einer der vorzüglichsten kaiserlichen Sommersitze ist Petershof. Die Lage dieses Lustschlosses ist vielleicht einzig. Ungefähr 500 Klaftern von dem Ufer des Meeres, hat diese Gegend ein zweytes, sehr steiles, etwa 12 Klaftern hohes Gestade. Hart an diesem Absprunge liegt das Schloſs, welches dadurch eine gewiſs seltne Aussicht über den Garten und den Meerbusen nach der Carelischen Küste, nach Petersburg und Kronstadt erhält. Es wurde unter Peter dem Groſsen durch le Blond erbaut, hat aber unter den nachfolgenden Regierungen so mannigfaltige Verschönerungen erhalten, daſs es dadurch zu einer Musterkarte des Geschmacks dieser Epochen geworden ist, dessen Einfluſs sich in der Menge architektonischer Verzierungen zeigt, die alle reichlich vergoldet sind. Das Innere ist der Bestimmung dieses Palastes angemessen: überall sind die Spuren antiker Pracht sichtbar, denen der bessere Geschmack unserer Zeit zur Vergleichung dienet. Der Garten ist in gleichem alten Geschmack. In einer Gegend des Gartens, hart am Ufer, steht ein niedliches hölzernes Gebäude, der ehemalige Lieblingsort Peters des Groſsen, weil er von hier aus Kronstadt und die Flotte übersehen konnte. Auch ist dabey noch ein neuerlich angelegter Englischer Garten.

Das vorzüglichste Lustschloſs aber, und welches den meisten Kostenaufwand erfordert hat, ist Zarskoje-Zelo, der bestimmte Sommeraufenthalt Katharinens II. Dieses Schloſs liegt in einer offenen, anmuthigen, durch kleine Hügel und Waldpartien abwechselnden Gegend. Der Flächenraum des ganzen Schloſsgebietes beträgt 420,000 Quadratklaftern. Seine Entstehung ist dieser Fürstensitz der Kaiserin Katharina I. und seine Erweiterung

und Verschönerung der Kaiserin Elisabeth schuldig; aber seine geschmackvolle Vollendung und den gröfsten Theil seiner Pracht verdankt er Katharinen II.

Das Äufsere des Palastes ist durch seine Gröfse imposant und durch seine zum Theil vergoldeten Verzierungen blendend. Er hat drey Stockwerke und an beyden Seiten zurückspringende Flügel, von denen der eine die Schlofskapelle und der andere das Badezimmer enthält. Eine marmorne Treppe führet hier in den zweyten Stock, in welchem die Prachtzimmer nach der Seite des Schlofshofs, und die eigentlichen Wohnzimmer nach dem Garten zu liegen. Unter den erstern sind die meisten durch den seltensten Reichthum an Kostbarkeiten aller Art und die geschmackvollste Pracht so weit über alles erhaben, was man in dieser Gattung in andern Ländern sieht, dafs es schlechterdings an Vergleichungen fehlt, und eine Beschreibung von einigen Bänden erfordert würde, wenn man alles anführen wollte.

An den südlichen Schlofsflügel stöfst eine 50 Klaftern lange Arkade, über welcher eine bedeckte Colonnade von Marmorsäulen stehet. Der Garten ist in Englischer Manier. Seine Vollkommenheit läfst sich nach der Gröfse seines Flächenraums und nach dem Mafstabe, den die Schönheit des Ganzen angiebt, leicht berechnen.

Pawlowsk. Der Weg von Zarskoje-Zelo bis Pawlowsk, einem Lustschlosse, welches der jetzt regierende Kaiser schon als Grofsfürst bewohnte, beträgt 5 Werste, und geht durch anmuthige belebte Gefilde. Dem Wanderer, dessen Seele für den Eindruck der Gegenstände empfänglich ist, kann der Austausch der Empfindungen nicht entgehen, welcher hier durch den Übergang aus den Regionen der Pracht und der Gröfse in den Kreis des heitern Geschmacks und der kunstlos scheinenden Einfalt hervorgebracht wird. Mitten in einem der reitzendsten Standpunkte dieser schönen Wildnifs steht das Schlofs in seiner gefälligen Einfalt, ein Denkmahl des feinsten Geschmacks. Das Wohnhaus ist mit einer Meierey umgeben, in welcher die jetzige

Kaiserin noch als Grofsfürstin sich an dem Anblick ländlicher Beschäftigungen vergnügte. Marienthal ist der Name dieser kleinen romantischen Schöpfung.

Diese drey Lustschlösser, von welchen das eine durch seine antike, das zweyte durch die im neuern Geschmack vertheilte Pracht, und das dritte durch seinen edlen und einfachen Styl sich auszeichnet, beweisen hinlänglich, dafs auch dieser Theil der schönen Architektur hier mit dem günstigsten Erfolg betrieben worden, ohne dafs ich die übrigen kaiserlichen Lustschlösser, als, Oranienbaum, Jägerhof, Strelna, Gatschina Pella, Katharinenhof, umständlich schildere.

Die Gärten bey diesen Lustschlössern, und überhaupt in diesem Lande, werden gut unterhalten, da die Russen sich ohnehin sehr mit der Gärtnerey beschäftigen, und in diesem Stück alles leisten, was mit Rücksicht auf Klima und Boden immer gefordert werden kann. Weil der gröfste Vortheil dieses Gewerbes vorzüglich darin besteht, die Produkte aufser der gewöhnlichen Jahreszeit zu liefern, so ist das Bestreben dieser Leute auch hierauf gerichtet, und man kann vielleicht nirgend unter gleichem Himmelsstrich alle Erzeugnisse der Küchengärtnerey so früh und so spät, und in so grofser Vollkommenheit geniefsen, als in Petersburg. Eben so thätig wird die Kunstgärtnerey betrieben. Ein Besuch in den Treibhäusern dieser Gärtner, den Werkstätten einer ruhigen und arbeitsamen Menschenklasse, ist nicht blofs erfreulich und unterhaltend für den Liebhaber der Gärtnerey, sondern eben so lehrreich und interessant für den Beobachter des Menschen, der an dem Pfleger der schönern Produkte der Vegetation den wohlthätigen Einflufs seiner mütterlichen Beschäftigungen auf seinen Charakter siehet. Offen und gefühlvoll für jede sanfte oder erhabene Schönheit der Natur, sorgfältig und theilnehmend an dem Gedeihen und dem Zustande seiner Pfleglinge, verbreitet sich diese Stimmung auch über seinen ganzen Charakter. Schwer-

lich wird ein Mann aus diesem Stande, oder der auch nur ein Freund der Gärtnerkunst ist, ein rauher, unempfindlicher Mensch in seinen übrigen Verhältnissen seyn, wohl aber die Zöglinge seines Fleifses und seiner Sorgfalt mit väterlicher Wärme lieben; und ich kenne Männer, die Bedenken finden würden, einen Rosenstock, den sie erzogen haben, für die gröfste Summe hinzugeben, weil sie ihn als einen Theil ihrer Familie und ein gelungenes Produkt ihrer Erziehung ansehen, und sich von einem Lieblinge ihres Herzens nicht trennen können. Man verzeihe mir diese Abschweifung, die ich nicht für überflüssig halte, wenn sie einem Zöglinge der schönen Künste Neigung für diese Art von Beschäftigung einflöfset, durch die sein Charakter milder, sein Herz für viele Reitze der Natur empfänglicher, und sein Geist mit einer Menge gefälliger Ideen bereichert wird.

Ich beschliefse diese Bemerkungen über den Zustand der bildenden Künste und der damit verbundenen Gegenstände in der Hauptstadt Rufslands mit der Beschreibung zweyer Eigenthümlichkeiten dieser Gegend.

Die erste sind die Russischen Wintergärten.

In einem der kaiserlichen Paläste zu Petersburg, dem so genannten Taurischen Palast, welcher so wohl wegen seiner Schönheit, als wegen der darin enthaltenen Seltenheit eine besondere Aufmerksamkeit verdient, befindet sich der so genannte Wintergarten. Er besteht in einem ungeheuern, zu einem Garten eingerichteten Gebäude. Da die Gröfse desselben nicht ohne Pfeiler zu erhalten war, so hat man diese als Palmbäume maskirt. Die Wärme wird durch zahlreiche, in den Wänden und Pfeilern verborgene Öfen erhalten. Die Gänge winden sich, zwischen blühenden oder Frucht tragenden Hecken, in Krümmungen über kleine Hügel, und geben bey jedem Schritte Gelegenheit zu einer neuen Überraschung. Bald trifft das Auge, von dem übrigen Gemisch der Pflanzenwelt ermüdet, auf die auserlesensten Produkte der Kunst: hier ladet ein Griechischer Kopf zur Bewunderung ein,

dort fesselt eine Sammlung seltner Fische in krystallnen Becken die Aufmerksamkeit. Man reiſst sich von diesen Gegenständen los, um in eine Spiegelgrotte zu gehen, die alle diese Wunder vervielfältiget zurück wirft, oder in den Facetten eines Spiegelobelisks das seltsamste Formengemisch anzustaunen. Die milde Wärme, der Blüthenduft edler Pflanzen, das wollüstige Schweigen, die in diesem Zaubergarten herrschen, wiegen die Fantasie in süſse romantische Träume; man glaubt sich in den Hainen Italiens, indessen die erstorbene Natur durch die Fenster dieses Pavillons den härtesten Winter predigt.

Sollte diese kurze Beschreibung eines Russischen Wintergartens nicht wohlhabende Freunde der Gartenkunst aufmerksam machen, und sie reitzen, dieses wenigstens im kleinen nachzuahmen? Denn auch im kleinen, und wenn man sich auch einen dergleichen Wintergarten, der nicht gröſser als ein gewöhnlicher Saal oder groſses Gesellschaftszimmer wäre, denket, müſste es doch wohl zu einer der gröſsten Annehmlichkeiten gerechnet werden, wenn, während eines Zeitraums von wenigstens sieben Monaten, wo wir in Deutschland im Freyen des gröſsten Theils der Annehmlichkeiten und Schönheiten der Natur beraubt sind, und wo der schönste Englische Garten öde und traurig aussieht, man sich einen Ort schaffen könnte, der uns, wenn auch nur unvollkommen, gewisser Maſsen für diese Entbehrungen entschädigte.

Die zweyte Eigenheit des Landes sind die Rutschberge, ein Nationalvergnügen.

Der vorzüglichste und wahrscheinlich der gröſste Rutschberg befindet sich in dem kaiserlichen Lustgarten zu Oranienbaum. Er besteht aus einer schief liegenden Fläche, deren erhabenes Ende etwa zehn Klaftern über dem Boden durch ein Gewölbe getragen und durch mehrere kleine Hügel in abnehmender Gröſse unterbrochen wird. Über diese Fläche gleitet man in kleinen Wagen hin, deren Räder in ihre Gleise passen, und die durch die Gewalt, mit welcher sie von jedem Hügel herunter rollen, Kraft

genug bekommen, über den folgenden wegzulaufen, bis sie endlich auf der horizontalen Fläche stille stehen. Auf dem Rutschberge zu Oranienbaum ist längs dieser Bahn an jeder Seite eine bedeckte Colonnade von hundert Säulen befindlich, deren Ensemble einen unbeschreiblich prächtigen Eindruck macht.

Am Schluſs dieser Abhandlung muſs ich noch ein Gebäude anführen, welches theils wegen seiner Sonderbarkeit, theils weil eine solche Unternehmung nur unter diesem Himmelsstriche auszuführen war, Erwähnung verdient. Dieses ist der Eispalast, welchen die Kaiserin Anna im Jahre 1740 an den Ufern der Newa erbauen lieſs. Er bestand aus starken Eislagen, hatte 52 Fuſs Länge, 16 Fuſs Breite und 20 Fuſs Höhe. Die Stärke der Mauern war 3 Fuſs. Alles Geräthe in diesem Palaste, als Tische, Stühle, Betten, u. s. w. waren aus Eis verfertiget. Beym Eingange standen, auſser einigen Pyramiden, welche insgesammt von Eis verfertiget waren, sechs sechspfündige Kanonen von Eis, und zwey dergleichen Mörser. Man machte den Versuch, diese Kanonen mit einem Viertelpfund Pulver und einer eisernen Kugel zu laden. Die Kugel durchbohrte, in einer Entfernung von sechzig Schritt, ein zwey Zoll starkes Bret, und die Kanone blieb ganz.

Die Erleuchtung dieses Palastes verursachte einen herrlichen Anblick.

Das hier beygefügte Blatt stellt das Innere einer Russischen Volkswohnung dar.

Da zur Darstellung des Innern einer Russischen Volkswohnung kein interessantes Meublements-Blatt sich beyfügen lieſs, so hat man dieſs durch einen für nördliche Länder interessanten Gegenstand, durch einen Schlitten in neuer eleganter Form, zu ersetzen sich bemühet.

Die Werke, deren ich mich bey dem Sibirischen und Russischen Geschmack am meisten bedienet habe, sind gewesen:

1) *Journal historique du Voyage de Mr. Lessep, employé dans l' expedition de Mr. le Comte de la Peyrouse des l' instant, où il a quitté les frégattes françaises jusqu' à son arrivée en France.* 1790 *II. Vol.*

2) *Description de la Ville de St. Petersbourg par Mr. Georgi. à St. Petersbourg* 1793.

Am allervorzüglichsten aber und so zu sagen einzig und allein das vortreffliche Werk:

3) Gemählde von St. Petersburg I. und II. Theil, von Heinrich Storch. Riga 1794 bey Hartknoch.







Gothischer Geschmack.

Mehrere Schriftsteller haben bemerkt, daſs in Wissenschaften, Gewerben und Künsten manche Erfindung von verschiednen Personen zugleich an verschiednen Orten oder zu verschiednen Zeiten gemacht worden sey, daſs man solche nicht auf Einen Ursprung zurück führen sollte, und daſs wir dem Zufall, der Noth und dem Bedürfniſs die mehresten Erfindungen zu verdanken haben.

In der Geschichte der Kunst ist diese Bemerkung von grofser Wichtigkeit. Wie thöricht war es zum Beyspiel die Uranfänge der Griechischen Kunst nur immer in der Ägyptischen zu suchen, da es doch viel wahrscheinlicher ist, dafs sich die Griechische Kunst durch günstige Zeit- und Ortsumstände aus sich selbst so entwickelte, wie wir sie in den Denkmählern und Schriftstellern des Alterthums erblicken! Sollte dieser Fall nicht auch mehrmals in der Geschichte der Baukunst eintreten? Ja, sollte diefs nicht gerade die einzige mögliche und befriedigende Auflösung der so oft untersuchten und beantworteten Frage seyn: Wo entstand zuerst der Geschmack an der Gothischen Baukunst? Ein schneller Überblick der verschiedenen Meinungen von ihrer Entstehung dürfte uns leicht auf die Muthmafsung führen, dafs in ganz verschiedenen Gegenden Bedürfnifs auf der einen, Putz- und Verschönerungssucht auf der andern Seite ungefähr dasselbe Phänomen hervor brachten. Sowohl Architekten als Geschichtschreiber geben der Bauart, welcher wir den Namen der Gothischen beylegen, zwey Abtheilungen, und theilen sie in die Alte und in die Neue Gothische Baukunst ein. In Ansehung der Geschichte dieser beyden Bauarten sind indessen die Meinungen unter den Geschichtschreibern verschieden.

Einige behaupten nehmlich, dafs die so genannte Altgothische Baukunst, welche bey uns in Europa auf die Griechische und Römische folgte, zugleich mit dem Christenthum ihren Anfang genommen habe. Gleichwie nun dieses in Höhlen und Katakomben seine Sicherheit suchen mufste, so entlehnte diese Gattung von Architektur ihr finstres und plumpes Ansehen von jenen Zufluchtsörtern, und theilte sie den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden mit.

Der Charakter dieser Bauart ward immer schwerfälliger, weil man ihn am meisten bey den Kirchen anwendete, und diese

unförmlich aufgethürmten Massen für Gebäude, die zur göttlichen Verehrung bestimmt waren, am anständigsten hielt.

Die zweyte Gattung der Gothischen Bauart, die man insgemein die Neugothische, oder im engern Verstande die Gothische nennet, entstand, nach der Meinung einiger Gelehrten, an den Küsten des Mittelländischen Meeres, Afrika gegenüber, und artete in die Maurische oder Arabische aus. Man verfolgt ihren Ursprung bis ins zehnte Jahrhundert, und läſst sie von da in ganz Europa mit vielem Beyfall einführen. Sie ist der Altgothischen, auf welche sie folgte, ganz entgegen gesetzt.

Dem forschenden, das Alterthum prüfenden Leser überlassen wir die Entscheidung über die verschiedenen Meinungen der Architekten von der Entstehung der ältern und neuern Gothischen Bauart, mit der Bitte, unsere eigne Überzeugung über den Ursprung der Gothischen Kunstwerke darlegen, und sie der Prüfung der Kenner überlassen zu dürfen.

Die Baukunst hatte in Griechenland zu der Zeit, da sie die Römer annahmen, schon viel von ihrer Vollkommenheit verloren, in der sie in den besten Zeiten der Kunst sich dargestellt hatte. Die wesentliche Schönheit wurde der Zierlichkeit aufgeopfert, und man brachte die Verzierungen oft überhäuft und unschicklich an. In diesem Zustande bekamen schon die Römer über Asien, Syrien und Ägypten, wo die Nachfolger Alexanders Griechische Kunst mit orientalischer Pracht gepaart hatten, die Griechische Baukunst. Unter August, dem gröſsten Verschönerer Roms, schwankte der Geschmack schon auſserordentlich, wie man aus Vitruvius berühmtem Werke sehen kann; sie sank immer mehr unter seinen Nachfolgern herab, und ihren gänzlichen Verfall bewiesen die Gebäude, die unter Constantins Regierung zu Rom erbauet wurden. Neue Ursachen wirkten zu ihrem völligen Verfall; denn da die spätern Kaiser im Morgen- und Abendlande mit den Hunnen,

Alemannen, Gothen, Saracenen und andern Völkern, die in verschiedene Provinzen des Römischen Reichs einfielen, in beständige Kriege verwickelt wurden, so konnte man wenig oder gar nicht an die Verschönerung der Städte denken. Festungen, Thürme, Burgen entstanden durch den Nothzwang der Zeiten da, wo schöne Tempel, Mausoleen und Palläste geprangt hatten, und letztere wurden zertrümmert, um aus ihren Mauerwerken Schutzwehren gegen die Barbaren aufzuführen. Die schönen Muster verschwanden. Wo die Noth gebietet, kann die Kunst ihre Forderungen nicht geltend machen. Unter dem Kaiser Justinian wurde zwar wieder viel gebaut, und die Baukunst erhielt dadurch einen vorübergehenden Schimmer; allein selbst diese, in Absicht auf den verarmten Staat sehr unsinnige Bauverschwendung predigte die Geschmacklosigkeit jenes Zeitalters. Das vorzüglichste Gebäude dieses Kaisers war die Sophienkirche zu Constantinopel; ein Werk, das, bey aller Schönheit und Gröſse einzelner Theile, doch den stärksten Beweis ablegt, daſs man nicht mehr im Stande war, ein vollkommen gutes Gebäude aufzuführen. Rom wurde von den Barbaren geplündert, vorzüglich unter Honorius von Alarich, dem König der Westgothen, der wenig Gebäude verschonte, und von dem Vandalischen König Genserich, der Rom vierzehn Tage verwüstete, und ein ganzes Schiff mit Bildsäulen der Wuth des Meeres Preis gab.

Unter dem Könige der Ostgothen Theodorich wurde auf die Erhaltung und Wiederherstellung der alten Gebäude viele Aufmerksamkeit verwendet. Am Hofe zu Constantinopel gebildet, war er ein entschiedener Liebhaber der bildenden Künste, und errichtete eine besondere Würde, (*comes nitentium rerum,*) Acht zu haben, daſs die Bildsäulen nicht verstümmelt und davon getragen würden. Ein öffentlicher Baumeister muſste für die Erhaltung und Ausbesserung der alten Gebäude sorgen. Theodorich lieſs verschiedene öffentliche Gebäude in Rom erneuern; viele

Städte wurden auf seinen Befehl mit neuen Gebäuden ausgeziert, und ein Schriftsteller jener Zeit sagt von ihm: er habe Rom und andern Städten Italiens ihren alten Glanz wieder gegeben. Zu dieser Zeit nun entstand der gröſsten Wahrscheinlichkeit nach die Baukunst, welche man die Altgothische nennet. Schon vor dem Einfall der Gothen hatten die Römer in einem ganz schlechten Geschmack gebauet, und jetzt, da sie unter Theodorich neue Aufmunterung bekamen, konnte sich die Kunst von ihrem Verfall unmöglich auf einmal wieder erheben. Dazu hatte der König selbst nicht Kunstkenntnisse genug, und keiner seiner Baumeister wagte es, das schon gewohnte Gleis zu verlassen. Sie ahmten, ohne genaue Kenntniſs der Regeln, ohne Gefühl fürs Schöne, einzelne Überreste der Römischen Baukunst nach, und verfielen in den plumpen und schwerfälligen Styl, welchen man wahrscheinlich deſswegen den Gothischen nennet, weil unter der Regierung der Gothen in Italien sehr viele Gebäude in diesem Charakter gebaut wurden. Man thut daher den Gothen Unrecht, wenn man sie für die Urheber dieser fehlerhaften Bauart ausgiebt; vielmehr muſs man den Römern selbst die erste Schuld davon beylegen. Die Gothen konnten keine Bauverständigen unter sich haben, weil sie, als Krieger, nur auf Eroberungen bedacht waren, und übrigens aus Ländern kamen, in denen man keinen Begriff von einer regelmäſsigen Bauart hatte. Nur kurze Zeit dauerte die neue Herrschaft der Griechen in Italien; bald wurde der gröſste und schönste Theil desselben von den Longobarden, die über Pannonien herbey strömten, überschwemmt. Daſs bey diesen Barbaren, selbst nachdem sie sich etwas entwildert hatten, für die Baukunst wenig Heil und Trost zu hoffen war, läſst sich von selbst ermessen. In andern Ländern des kultivirten südlichen Europa ging es nicht besser. In Spanien und Portugall waren die Vandalen, Alanen, Sueven und die Westgothen eingedrungen, und blieben in dem Besitz dieser Länder, bis sie von den Arabern und Mauren, die aus Afrika kamen, im Jahre 711

verdrängt wurden. Der König der Westgothen, Roderich, wurde von den Mauren erschlagen, und das Gothische Reich zerstört. Nun breiteten sich die Araber über ganz Spanien aus, in dessen mittäglichen Provinzen sie sich Jahrhunderte lang behaupteten, und erst spät aus Granada von Ferdinand dem Katholischen und Isabella vertrieben wurden. Sie waren fast die einzigen, die im Mittelalter einige Gelehrsamkeit besafsen. Das Studium der Naturgeschichte, der Medicin und der Mathematik war damals unter dem Namen der Saracenischen Wissenschaften bekannt, und es wurden daher auch alle grofse Gebäude der damaligen Zeit, in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern, sie mochten nun im Besitz der Araber selbst seyn, oder den Normännern oder andern christlichen Völkern gehören, von Saracenischen Baumeistern angegeben und errichtet. Mit diesen Baumeistern verbanden sich nach einiger Zeit viele Christen, und vorzüglich Griechen; sie stifteten eine Brüderschaft und Zunft unter einander, hielten ihre Kunst und ihre Regeln sehr geheim, und erkannten einander durch gewisse Zeichen. Man unterscheidet in diesen Zeiten dreyerley Bauart, die Arabische, Maurische und Neugothische. Die letztere bildete sich nur nach und nach, und entstand zum Theil aus der Altgothischen, zum Theil aus der Arabischen und Maurischen, indem man das Plumpe und Schwerfällige der Altgothischen verliefs, dagegen allen Theilen einen Anschein von Leichtigkeit gab, und eine unendliche Menge von Verzierungen anbrachte. Jede dieser drey Bauarten hat etwas Eigenes, so dafs keine mit der andern verwechselt werden darf. Die Arabische und Maurische weichen nur wenig von einander ab, und die Maurische zeichnet sich vorzüglich durch ihre Bogen aus. Diesen Unterschied hat niemand genauer angegeben, als der kunstverständige Britte, Heinr. Swinburne, in seinen Reisen durch Spanien. Wir führen zur Bequemlichkeit unsern Lesern die vorzüglichsten Unterscheidungszeichen daraus an. Die Maurischen Bogen sind weder spitzig, wie die

Gothischen, noch nach einem halben Zirkel gebildet, wie die Griechischen; sondern sie haben die Form eines Hufeisens, so daſs sie oben zirkelrund sind, an beyden Seiten aber nicht gerade auf den Kämpfern aufstehen, sondern vorher erst noch weiter ausgebogen und zurück gezogen sind. Die Gothische Baukunst aber ist von der Arabischen in vielen Stücken unterschieden, und man scheint daher Unrecht zu thun, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, beyde ganz für einerley Bauart hält. Die Gothischen Bogen sind spitzig, die Arabischen nach einem Zirkelbogen gebildet; die Gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme, die Moscheen endigen sich in Kugeln, und haben hin und wieder schlanke Minarets, die mit einem Balle oder Tannzapfen bedeckt sind. Die Arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten Gothischen Kirche findet. Die Gothischen Säulen stehen oft in Gruppen beysammen, und sind in einander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälke angebracht ist, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehn unmittelbar auf den Kapitälen der Säulen auf. Die Arabischen und Maurischen Säulen stehen einzeln, und wenn ja etliche neben einander angebracht sind, um einen sehr schweren Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie; die Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbalken unterstützt. Trifft es sich in einem Arabischen Gebäude, daſs vier Säulen neben einander vereiniget sind, so geschieht dieses durch eine kleine viereckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die Gothischen christlichen Kirchen sind auſserordentlich leicht gebaut, und haben groſse Fenster, deren Scheiben oft bunt gemahlt sind. In den Arabischen Moscheen sind meisten Theils die Decken niedrig, ihre Fenster von geringer Höhe, und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, so daſs nur wenig Licht hinein fallen kann, welches man durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der Gothischen Kirchen gehen tief hinein,

und sind an den Anschlag oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierathen verziert; die Thore der Moscheen aber, und anderer Arabischen, so wie auch der Maurischen Gebäude, sind flach, und auf die Art geformt, wie man die Thore jetzt baut. Unter den verschiedenen Arabischen Kapitälern findet sich keines, das man gewöhnlich in den Gothischen antrifft.

Die beste Schule der Künste in dieser Zeit war zu Constantinopel. Von hier aus wurden die Künstler in andere Länder gerufen, wo sie denn freylich nur Trümmern zerstörter Gebäude, oder plumpe Massen der Altgothischen Baukunst antrafen. Sie bemühten sich daher sie zu verbessern, das Schwerfällige zu verbannen, und ihr ein leichteres und schlankeres Ansehen zu geben. Sie behielten die hohen und kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bey; aber sie verkleideten dieselben durch mancherley Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene Thürmchen und mehr dergleichen Zierathen so sehr, dafs sie leicht und schwach zu seyn schienen. Man ging auf diesem Wege immer weiter. Die hohen ungeheuern Thürme wurden durchbrochen, so dafs die Treppen, die hinauf führten, in der Luft zu schweben schienen, die Fenster der Kirchen bekamen eine aufserordentliche Gröfse, und zu den bisherigen Verzierungen kamen noch Statuen der Heiligen, oder merkwürdiger Personen, und Thierfiguren. Auf diese Art entstand und vervollkommnete sich jener Neugothische Geschmack, welcher sich sodann in Spanien, Portugall, Frankreich, England und Deutschland ausbreitete, und noch jetzt die Verbindung jener klassischen Zeitalter der Griechen und Römer mit dem Zeitalter der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften ausmacht.

Es würde ein eben so weitläuftiges als überflüssiges Unternehmen seyn, auch nur die vorzüglichsten Gothischen Denkmähler in allen diesen Ländern einzeln namhaft zu machen oder zu beschreiben. Uns genüge

es daher zwey der vorzüglichsten und noch nicht genug bekannt gewordenen aus der grofsen Zahl dieser Kunstprodukte auszuheben, und den Leser einen Blick darauf thun zu lassen. Viele kennen schon durch wiederholte Betrachtung die majestätisch neben St. Afra thronende schöne Domkirche zu Meifsen. Von ihr mag dem Leser ein Kenner das nothwendigste erzählen. *) Zugleich erbitten wir uns aber auch die Erlaubnifs, diejenigen, welche sich gern in einem ausländischen Dom umzusehen Lust hätten, zu einem Prachtgebäude führen zu dürfen, das wahrscheinlich nur äufserst wenige unsrer Leser je mit leiblichen Augen schauen dürften.

Nicht viele kunstforschende Reisende besuchen die öde und wüste Gegend der Provinz Estremadura in Portugall, um dort eines der prächtigsten und unvergleichlichsten Denkmähler der Neugothischen Baukunst zu Ende des vierzehnten und Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in seiner noch wohl erhaltenen Vollkommenheit zu studieren. Diefs hat aber vor etwa zwölf Jahren ein Englischer Baumeister, unterstützt von der Grofsmuth seines Irländischen Gönners Conyngham, auf eine Weise ausgeführt, die für das ganze kunstliebende Europa Früchte getragen hat. James Murphy, ein verdienstvoller Architekt, sah bey seinem edeln Gönner, dem nun verstorbenen königlichen geheimen Rath in Irland, William Conyngham, einige Handzeichnungen, die dieser geschmackvolle Kenner der bildenden Künste bey einer Reise durch das nördliche Portugall im Jahre 1783 von einem dortigen, bis jetzt fast gar nicht gekannten herrlichen Gebäude aufgenommen hatte. Er beschlofs eine besondere Reise nach Portugall blofs in der Absicht zu machen, um ein so merkwürdiges Denkmahl genauer zu studieren und nach Verdienst bekannt zu machen, und erhielt von seinem

---

*) Der verdienstvolle Chursächsische Hofbaumeister, Herr Weinlig, hat dieser Abhandlung eine Beschreibung der Domkirche zu Meifsen beygefügt.

edeln Beschützer 1000 Pf. Sterling zu diesem Unternehmen geschenkt. Er bereiste jene Gegend im Jahre 1789, lebte ein halbes Jahr bey den frommen Vätern des Klosters, denen die Pflege und Aufsicht dieses königlichen Doms anvertrauet ist, und kam, mit den genauesten Ausmessungen und Handzeichnungen versehen, im folgenden Jahre von dieser Reise zurück, wovon er uns in einer interessanten, auch ins Deutsche übersetzten Beschreibung im Allgemeinen viel neues und befriedigendes zu erzählen gewufst hat.

Allein seine Hauptabsicht war und blieb doch die Beschreibung jenes ehrwürdigen Doms in Estremadura, die nun auch im Jahre 1795 mit allem Glanze, den wir an Englischen Prachtwerken gewohnt sind, von einer Beschreibung des Klosters aus der Feder eines ehemaligen Mönchs desselben, Louis de Sousa, begleitet, und durch sieben und zwanzig treffliche, von den Brüdern Taylor in Kupfer gestochene Blätter erläutert, im gröfsten Format zu London unter die Subskribenten vertheilt wurde. *) Die dem Werke selbst vorgesetzte Einleitung des Baumeisters Murphy enthält auf wenigen Blättern das Beste, was über die neuere Gothische Baukunst in unsern Tagen gesagt worden ist.

Batalha heifst im Portugiesischen eine Schlacht. Zum Andenken der siegreichen Schlacht, die der Portugiesische König Johann der Erste auf den Ebenen von Aljubarotta im Jahre 1385 mit 6700 Portugiesen gegen 33000 Castilianer gewann, und vor deren Anfang der fromme König der heiligen Jungfrau, wenn sie ihm günstig wäre, eine prächtige Kirche gelobt hatte,

---

*) Der vollständige Titel dieses Hauptwerks ist: *Plans, Elevations, Sections and Views of the Church of Batalha in the Province of Extremadura in Portugal, to which is prefixed an introductory discourse to the Principles of Gothic Architecture, by James Murphy, Archt. With 27 Plates.* Royalfolio.

wurde diese Kirche in drey Jahren, durch Baumeister, die aus allen Ländern Europens zusammen kamen, dem Hauptgebäude nach errichtet, und später mit einem Kloster für die Dominikaner verbunden, in deren Besitz auch die Kirche bis auf den heutigen Tag sich befindet. Die guten Väter werden als sehr redliche und gute Menschen geschildert, die sich alle gleichsam als Wächter und Aufseher dieser denkwürdigen Reliquie vormaliger Portugiesischen Herrlichkeit ansehen, und nichts mehr bedauern, als daſs ihre jetzt sehr geschmälerten Einkünfte ihnen nicht gestatten, die durch das Erdbeben von 1745 eingestürzten Thürme, besonders den prächtigen Thurm über dem Mausoleum des Stifters selbst, in voriger Pracht und Herrlichkeit wieder herzustellen. Denn übrigens hat sich die Kirche nebst allen Nebengebäuden und Mausoleen in jenem trocknen Klima, wo keine zerstörende Feuchtigkeit selbst harte Steinmassen auflöst, vortrefflich erhalten, und der Sandstein, aus welchem sie ganz erbauet ist, hat weiter keine Veränderung erlitten, als daſs seine ursprüngliche schöne weiſse Farbe mit einer gelben Lamelle mahlerisch incrustirt worden ist.

Das Schiff der Kirche ist von seinem Haupteingange an gegen Abend bis zur ersten Stufe der groſsen Kapelle 300 Portugiesische *palmos craveiros* (ein Palmo miſst $8\frac{64}{100}$ Zoll Englisch) lang. Von da bis zur Hinterseite der Kapelle erstreckt sie sich noch 60 Palmen, so daſs also die ganze Länge 360 Palmen beträgt. Die Breite beträgt gerade das Drittel der Länge. Die Höhe ist von dem Boden bis an den Schluſs der mittlern Bogen 146 Palmen. Man giebt sie aber gewöhnlich dadurch an, daſs man sagt: der fertigste Schleuderer könne kaum mit seiner Schleuder an den Schluſs des Gewölbes langen. Die Dicke der Mauer und der Pfeiler steht mit dem Ganzen in dem regelmäſsigsten Verhältnisse, und beträgt 12 Palmen. Alle Mauern sind ohne Aushöhlungen, Nischen oder andere Ersparungskünste, durchaus wie aus Einer Masse gegossen, und die Steine so kunstreich auf

einander gepafst, dafs man fast gar keine Fuge entdeckt. Der Durchschnitt in die Quere, was die Englischen Baumeister *Transept* nennen, hat gerade den fünften Theil der Breite, 50 Palmen, und auf jeder Seite des Hochaltars 4 Kapellen. Diefs ist aber auch alles, was innerlich die schöne Fläche der Mauern unterbricht. Denn eben darin unterscheidet sich dieser ehrwürdige Tempel von so vielen andern Gothischen Prachtgebäuden auf das vortheilhafteste, dafs er durchaus mit keinen überflüssigen, kleinlichen Schnörkelwerken überladen, verwinkelt und verdunkelt ist. Dazu kommt die aufserordentliche Helle und Klarheit, die durch die Menge der Fenster hervorgebracht wird. Im obern Theile des Schiffes sind 16 kleinere Fenster, acht auf jeder Seite, 18 Palmen hoch, bis an die Kapitäle ihrer Säulen, und 9 Palmen breit. Die zwey Flügel oder Seitenhallen haben 12 Fenster; denn hier fallen 4 Fenster weg, da auf der einen Seite das Mausoleum des Stifters, des Königs Johann, angebaut ist. Ihre Höhe beträgt 22 Palmen, ihre Breite $7\frac{1}{2}$ Palmen. Hierzu mufs man noch 4 Fenster von noch breitern und gröfsern Dimensionen, zwey am grofsen Eingang am Portal, und zwey beym Quergange rechnen, und so erhält man 32 zum Theil sehr breite, und nur durch schmale Riefen, um das Glas darin zu halten, unterbrochene Fenster. Zwar sind sie alle mit gemahltem Glase ausgesetzt; aber die Farben dieser Mahlerey sind hell und fröhlich, so dafs sie nur den lieblichen Regenbogenglanz des schönsten Farbenspiels vermehren, ohne durch dunkle Flecken das Licht abzuhalten.

Man hat eine Erzählung, dafs zu eben der Zeit, wo diese Kirche erbauet wurde, auch die Kathedralkirche von Mayland, die nur vorzugsweise *il Domo* genannt wird, und nie vollendet wurde, mit unglaublicher Anstrengung aus ihren Grundmauern aufstieg. Da kamen die Baumeister jenes Doms, und tadelten die lichte Fröhlichkeit der Kirche zu Batalha, weil nur in finstern dunkeln Hallen die Ehrfurcht gegen Gott wohne, und darauf

auch bey der Ambrosius-Kirche gerechnet sey. Aber die Baumeister von Batalha fragten ihre neidischen Kunstgenossen, ob sie wüfsten, wie Gott dem Moses erschienen sey, ob in der Nacht dunkler Gewitterwolken, oder im Lichtglanz der Schechina? — Gott wohnt im Lichte, sagt der ehrwürdige Vater Louis de Sousa, der Beschreiber des Klosters, und die ihn anbeten sollen auch im Lichte wandeln!

Aufserordentlich erhaben und ehrwürdig nimmt sich diese Kirche mit ihren drey nadelförmigen Thürmen aus, wovon aber der eine nicht mehr vorhanden ist. Der Haupteingang und das Portal ist gegen Abend. Die Bogenverzierungen und die Kunst des darüber stehenden Fensters zu schildern, würde allein einen grofsen Band ausfüllen, sagt der ehrwürdige Vater Sousa. Er vergleicht das grofse runde Fenster in der Mitte des Portals mit der mühsamen Schnitzarbeit auf dem Boden einer Laute, und versichert, dafs man die zierlichen Verschlingungen mit Gitternetzen selbst in Wachs oder in Stickerey nicht künstlicher nachmachen würde. Obgleich diese feine durchbrochene Arbeit in Steinen nun an 400 Jahr alt ist, so haben doch die scharfen Umrisse und Formen nicht das geringste von der Zeit gelitten, und Fensterscheiben und Einfassung sind noch in ihrer ursprünglichen Reinheit und Vollkommenheit erhalten.

Diese Verzierungen in den Fensterstöcken, an den Ballustraden des platten Daches, das mit grofsen Steinplatten flach bedeckt ist, und an den Thürmen ausgenommen, welche bis an die oberste Spitze an den scharfen Kanten ihrer Sechsecke und Achtecke Blumenschnörkel von Calceolus hervor stehn haben, damit der Arbeiter bey vorkommenden Reparaturen sich dieser Verzierungen zum Hinaufsteigen bis an das Kreuz bedienen könne, ist doch von aufsen alles ohne verunstaltende Anhängsel und Künsteleyen, rein, einfach und durch die Symmetrie der Massen Ehrfurcht gebietend. Man erzählt daher auch, dafs, als einst der General des Dominikanerordens,

der Cardinal Vincent Giustiniano, diefs Kloster besuchte, er, über den ersten Anblick entzückt, ausgerufen habe: *Videmus alterum Salomonis templum*, siehe da, den Tempel Salomonis zum zweyten Mal! Und der Englische Architekt urtheilt in der Vorrede: Man bemerke hier nirgends jene kleinlichen und überflüssigen Schnitzwerke und Meifseleyen, die man in solchen Haufen in andern Gothischen Gebäuden erblickt. Alle Verzierungen, die wirklich hier angebracht sind, verrathen eine verständige Sparsamkeit. Vorzüglich ist die inwendige Ansicht merkwürdig durch ihre weise und edle Einfachheit, und der allgemeine, aufs Erhabene und Grofse berechnete Eindruck ist völlig frey von aller um Beyfall buhlenden Gefallsucht. Auch unterscheiden sich alle Formen, Erkerzierathen, Tragsteine an den Bogen und Reliefs darin von allem, was ich sonst in Gothischer Bauart gesehen habe, mit dem Unterschiede, dafs sie alle sehr kühne Ausbiegungen haben, und sehr scharf und tief geschnitten sind. Auch kam dem Ganzen der glückliche Umstand zu Statten, dafs der königliche Erbauer Schätze und Menschenhände in grofsem Überflufs hatte, und also ein einziger Baumeister das Ganze entwerfen und rasch ausführen konnte.

So viel also von dem, was auf die Geschichte der Alt- und Neugothischen Baukunst Beziehung hat, worüber wir noch einige Bemerkungen hinzu zu fügen wagen. Billig erwarten unsre Leser zuerst noch etwas von den Fehlern zu hören, deren sich die Gothische Bauart schuldig gemacht hat.

Es giebt bey den Gegenständen, die eine Beziehung auf Verzierungen haben, eine Menge, die abwechselnd scheinen, und dem ungeachtet auf uns keinen Eindruck von Mannigfaltigkeit machen; andere hingegen, die einförmig aussehen, und bey welchen dennoch eine grofse Abwechselung Statt findet. Die Gothische Bauart scheint grofse Abwechselung zu besitzen; aber in der beständigen Verwirrung hat man Mühe die Gegenstände von einander zu unterscheiden, und wegen ihrer grofsen Menge weifs das Auge nicht,

wobey es stehen bleiben soll. Sehr oft ist ein Gothisches Gebäude sowohl für den Geist als für das Auge überladen, und es giebt daher einen unbehaglichen Eindruck eben da, wo es eine angenehme Empfindung beabsichtigte. Man betrachte hingegen nur die Griechische Architektur. Sie scheinet gegen die Gothische einförmig; weil sie aber gerade die schicklichen und hinlänglichen Abtheilungen und Verzierungen besitzt, so daſs man sie ohne alle Beschwerden sehen kann, so ist ihre von Überladungen befreyte Abwechselung die Quelle des reinsten Vergnügens. Bey längerer Betrachtung, wenn man sich bemüht, sich von dem Eindruck, welchen ein architektonischer Gegenstand auf uns macht, Rechenschaft zu geben, scheint es daher wohl keinem Zweifel ausgesetzt, daſs ein gebildetes Gefühl der Griechischen Baukunst allezeit den Vorzug vor der Gothischen einräumen wird. Überhäufung an Verzierungen und Mangel an edler Simplicität ist also einer der wichtigsten Fehler, welche man der Gothischen Bauart vorwerfen kann.

Diese schwere Versündigung an dem einfachen, reinen, und allein wahren Geschmack, rächt sich nun auch zugleich an denen, die sie begehen, durch die auſserordentliche Verschwendung, welche an Kosten, Zeit, Kräften, und bey Erbauung groſser Gegenstände, als zum Beyspiel der auſserordentlich hohen Thürme, selbst des Menschenlebens Statt findet. Man nehme zum Beyspiel den Münster zu Straſsburg, oder die Stephanskirche in Wien; man bedenke, was für unermeſsliche Kosten, und wie viel Zeit darauf hat verwendet werden müssen, was für Kräfte und Anstrengung ihre Erbauung erforderte, und wie viel Gefahr für die Arbeiter eintreten muſste. Mit wie viel geringern Kosten und gewiſs weniger Zeitverlust hätte dafür der prächtigste Tempel im Geschmack des Alterthums erbauet werden können!

Aber die Gothische Bauart hat auch ihre eigenen Schönheiten und Verdienste. Um nicht ungerecht zu seyn, werde auch ihrer hier gedacht.

Wenn ein Gegenstand in der Natur oder in den bildenden Künsten uns durch seine Originalität ergreift, und Ehrfurcht einflöfst, so wird dieser Gegenstand erhaben.

Der unermefsliche Raum und Reichthum eines gestirnten Himmels, der ungeheuere Umfang des Meeres, selbst Vulkane und andere ungewöhnliche Naturerscheinungen, prägen uns sehr lebhafte Empfindungen ein. Indem wir diese Kräfte der Natur mit unsrer Schwäche vergleichen, mufs uns Bewunderung und Ehrfurcht ergreifen. So wenig nun auch dergleichen erhabene Gegenstände der Natur mit den Unternehmungen der Menschen in Vergleichung gesetzt werden können, so hat doch vorzüglich die Architektur auch ihr Erhabnes, und Gegenstände, welche uns in Bewunderung und Ehrfurcht versetzen. Die Gothischen Kirchen liefern uns hierzu den gröfsten Beweis. Mitten unter den überhäuften Verzierungen, welche man an ihnen antrifft, wird man dennoch einen Charakter von Gröfse, majestätischer Kühnheit und unbegrenzter Beharrlichkeit im Ganzen gewahr, für welche wir Ehrfurcht empfinden müssen. Ist man auch durch sorgfältige Betrachtung und Zergliederung ihrer einzelnen Theile in etwas von der beym ersten Anblick empfundenen Ehrfurcht zurück gekommen; so kann man es dennoch nicht unterlassen, sich zu sagen: Es ist wahr, ein Gothisches Gebäude besitzt alle Fehler seines Zeitalters, aber auch einen Charakter von Gröfse, welchen die meisten von unsern dermaligen Unternehmungen nicht an sich tragen.

Ein zweytes Verdienst der Gothischen Baukunst ist die Festigkeit, welche eigentlich jedes Gebäude besitzen mufs. Dieses Verdienst wird bey einem grofsen öffentlichen Gebäude, wie zum Beyspiel eine Kirche ist, noch wichtiger. Es ist mit zu viel Kosten und Beschwerlichkeit verbunden, eine solche Unternehmung öfters zu erneuern. Wie schön, wenn ein solcher Bau dem Laufe der Jahrhunderte trotzt! Die Erbauer jener Gothischen Prachtgebäude waren bey ihren Unternehmungen darauf bedacht, ihren entfernten Nach-

kommen Beweise zurück zu lassen, wie sehr sie es sich angelegen seyn liefsen, zur Ehre Gottes dauerhafte Gebäude aufzuführen, und wie besorgt sie dafür wären, dafs ihre Nachkommen noch ihre Kühnheit bey grofsen Unternehmungen und ihre Geschicklichkeit bewundern sollten. Sie sparten nichts, ihren Gebäuden jene Festigkeit und Stärke zu geben, welche selbst in zerstörenden Klimaten allen Ungewittern und Stürmen Jahrhunderte lang die unbesiegte Stirn bot. Wir besitzen Gothische Gebäude, welche 6 bis 700 Jahr alt sind, und an welchen man noch keine andere Spur von Zernichtung und Alterthum, als die braune und räuchrige Farbe, gewahr wird. Wird man wohl in 6 bis 700 Jahren auch das nehmliche von unsern dermaligen architektonischen Unternehmungen sagen können? —

Aufserdem besitzen diese Gebäude noch etwas besonderes in ihrer Ausführung, welches durch seine Originalität die meisten Kunstkenner und Liebhaber anzieht, weil sie die Phantasie beschäftiget, und durch reich geschmückte Gewölbe, gemahlte Fenster und heiliges Dunkel die Einbildungskraft mit ungewohnten Eindrücken, und die Seele mit Andacht und Ehrfurcht erfüllet. Sind auch die Verzierungen, welche man in den Gothischen Kirchen und Gebäuden antrifft, zu überhäuft; so kann man dennoch nicht in Abrede seyn, dafs viele derselben mit einer aufserordentlichen Zartheit und Delikatesse bearbeitet sind, und viel Graziöses und Geschmackvolles besitzen.

Eine der glänzendsten Seiten der Gothischen Architektur, welche unsern dermaligen Architekten immer noch zur Belehrung dienet, ist die Anwendung der Gewölbe. Sie sind kühn, leicht, und machen eine erstaunliche Wirkung. Unsre neuern nach Wiederherstellung der Kunst in den Kirchen angebrachten Gewölbe scheinen vielen geschickten Architekten schwerfällig, von nicht so schöner Form und ohne Grazie. Gleichwohl kann man, nach der Meinung vieler Kenner in diesem Fache, hierbey Mannigfaltigkeit und Verzierung anbringen. Gewölbe haben, wie bekannt, einen gewaltigen Seitendruck,

den man wohl erwägen und berechnen mufs, um dagegen genugsamen Widerstand und Strebemauern anzubringen. Die Ägypter waren daher nur darauf bedacht, grofse Massen von Marmor anzuwenden, und ungeheuere Platten darauf zu legen. Die Griechen hatten in ihrem Lande auch Marmor genug, und von hinlänglicher Gröfse, als dafs sie die in der Architektur so nöthige Kunst, die Steine in der gehörigen Form zu ordnen, gebraucht hätten. Die Römer gebrauchten sie eben so wenig, weil sie sich bey ihren Gewölben des herrlichen Cements bedienten. Ihre Tempel waren gewölbt und mit Säulen versehen; aber das Gewölbe ruhete vornehmlich auf Mauern: ihre Basiliken waren inwendig in Reihen von Säulen abgetheilt, aber nicht gewölbt. Die Erfindung und Vervollkommnung dieser Kunst war daher den nordischen Völkern aufbehalten. Ihren kleinern Steinen und der kühnen Zusammenfügung derselben zu den luftigsten Bogen haben sie den Ruhm zu danken, dafs sie die Wölbungskunst auf den höchsten Grad von Vollkommenheit gebracht haben: sie nöthigen uns, für ihre seit Jahrhunderten erbaueten Kirchen, in Ansehung der erstaunlich hohen und grofsen Gewölbe, die oftmals auf Säulen von nicht viel mehr als einem Fufs im Durchmesser ruhen, Bewunderung ab.

Die nur im Alterthum ihr Muster erkennende Baukunst der Neuern hat allerdings gegen unsere Kirchthürme manchen erheblichen Einwurf zu machen, und mag wohl mit Recht in bittere Klagen ausbrechen, wenn sogar das Pantheon in Rom durch angebauete Anhängsel der Art in seinen schönen Formen verunstaltet wurde. Aber wenn nun einmal Religionsgebräuche und Herkommen diese Thurmansätze an den Kirchen zu einem unentbehrlichen Bedürfnisse unserer Kirchen- und Polizeyverfassung gemacht haben, so ist es wenigstens wünschenswerth, dafs die besten Muster neuerer Zeit hierzu gewählt werden möchten. Die Gothischen Baumeister verstanden diese Gattung von Gebäuden in der gröfsten Vollkom-

menheit, und wuſsten dabey die Eleganz der Formen mit der Feinheit und Leichtigkeit der Arbeit zu vereinigen. Welcher Architekt wird nicht, zum Beyspiel, den Thurm der Kathedralkirche zu Straſsburg unter die schönsten Gebäude rechnen? Man bemerkt an den Gothischen Thürmen drey ausgezeichnete Vorzüge: ihre auſserordentliche Höhe, ihre pyramidalische Form, und ihre zarte und feine Arbeit.

Die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, welche bey den Gothischen Gebäuden Statt findet, die hohen Giebel, die Thürmchen, zackigen Spitzen, hohen spitzigen Fenster, Statuen von alten Rittern, u. s. w. geben ihnen ein Verdienst, welches durch unsern dermaligen Geschmack an so genannten Englischen Gärten einen vorzüglichen Werth erhält. Die Gothischen Gebäude tragen in der Entfernung sehr viel zur Verschönerung einer Landschaft oder Gartenpartie bey. Unsre herrschende Architektur nach Griechischem Geschmack hingegen, deren Vorzüge im schönen Verhältnisse der Maſse, in den edeln simpeln Verzierungen, und in der schönen Harmonie der Theile bestehen, läſst sich in der Entfernung weder so beurtheilen noch empfinden. Denn da gewöhnlich die Hauptform dieser Gebäude kubisch ist, so mangelt ihnen in der Entfernung die gehörige Mannigfaltigkeit und eine mahlerische Wirkung. Die Entfernung giebt ihnen eine kastenförmige Ansicht, welche bey weitem keine so schöne mahlerische Wirkung als ein Gothisches Gebäude hervorbringt. Wenn nun aber letzteres einen Reichthum an mahlerischen und romantischen Ansichten gewährt, und daher bey Englischen Gartenpartien einen vorzüglichen Werth besitzt; so bleibt nur zu wünschen übrig, daſs diese, wie wohl zuweilen geschiehet, nicht zu sehr damit überhäuft werden. Nächst diesem stört der neue Anstrich vieler unsrer neuen Gothischen Gebäude die Illusion. Wir sollen uns bey einem Gebäude, wie dieses, um mehrere Jahrhunderte zurück gesetzt finden; und doch kommt uns ein so erscheinendes Gothisches Gebäude nur wie eine künstliche

Ruine vor. Sie gleichen einer geschminkten alten Frau, und erregen Verdrufs statt Vergnügen.

Aus allem, was bis jetzt angeführt worden ist, haben geschickte Baumeister folgende Bemerkungen und Regeln gezogen: Sobald man, sagen sie, in eine Gothische Kirche tritt, wird die Einbildungskraft von dem Umfange, der Höhe und der Kühnheit, ein so grofses Schiff frey und ungehindert hinzusetzen, überrascht. Man ist gezwungen, das majestätische Ganze auf einige Augenblicke voll Erstaunen zu bewundern; untersucht man aber das Detail genauer, so findet man unzählige widersinnige Dinge. Tritt man nun wieder in das mittlere Schiff, so wird man von neuem von der Gröfse und Majestät des Gebäudes bezaubert. Nun gehe man zum Gegensatz in eine von unsern prächtigsten Kirchen. Was für ein schwerfälliges Ansehen! Man erblickt nichts als ungeheure Massen. Plumpe Bogen und Pfeiler tragen ein eben so plumpes Gewölbe, welches die stärksten Träger zu Boden zu drücken scheint. Von allen Orten des Schiffs sieht man nichts, als etwas weniges von den Seiten, und im Hintergrunde einige finstere Kapellen. Untersucht man hier das Detail, so mufs man die schöne Griechische Architektur bewundern; betrachtet man aber das Ganze, so findet man nichts prächtiges, nichts majestätisches.

Die Gothische Bauart hat in ihrer Anlage etwas Grofses, Majestätisches, Feines und Kühnes. In den Gothischen Kirchen herrscht nichts Allgemeines; und sollte diese Bauart ja nachgeahmt werden, so wäre es vielleicht besser gewesen, ihren originellen Charakter bey uns Nordländern zum Muster zu nehmen. Der ganze Fehler derselben liegt darin, dafs den Verzierungen Natur und Simplicität mangelt, und an deren Stelle überall unerträgliche Verschnörkelungen und Grotesken herrschen.

Wir haben diese wunderbaren Gothischen Einfälle zu vermeiden gesucht, und sie könnten auch gar wohl vermieden werden; wir haben die

edle Griechische Architektur wieder herstellen wollen, und das war vernünftig: aber indem wir jene verliefsen, haben wir zwar alles Wunderliche derselben bey Seite gesetzt, aber auch ihr Gutes, ihre Kühnheit und Leichtigkeit verloren; dadurch sind beyde Arten verdorben und ins Schwerfällige gefallen. Man kann das Gute der Gothischen Bauart beybehalten, und darauf gleichsam die Griechische Architektur pfropfen, so wird eine neue, unserm Klima und unsern Bedürfnissen vielleicht allein angemessene Architektur daraus erwachsen.

Der gröfste Unterschied unter der Griechischen und Gothischen Architektur besteht darin, dafs jene solche Verhältnisse gebraucht, wie sie zu der Festigkeit eines Gebäudes erfordert werden, diese aber gerade darin ihren Triumph findet, dafs einige ihrer Theile, zumal die Säulen und Verzierungen, mehr Leichtigkeit als Stärke verrathen. Was würde es denn für ein Unglück seyn, sagen daher einige Architekten, wenn wir die Gothische Architektur in Ansehung des Innern unsrer Kirchen nachahmten und sie verbesserten, aber zugleich die Griechische Bauart für das Auswendige versparten? Man stelle sich eine Kirche vor, darin alle Säulen dicke Stämme von Palmbäumen wären, die ihre Zweige rechts und links ausbreiteten, und über das ganze Gewölbe erstreckten. Setzte man diese Stämme nahe bey einander, so brächte man die aus ihrer Menge fliefsende Schönheit und Festigkeit zuwege. Die durch einander geflochtenen Zweige liefsen Platz für die Fenster. Die Rippen des Gewölbes würden durch Palmzweige vorgestellt; diese durchkreuzten sich nach der Diagonallinie im Schlufs des Gewölbes, und der leere Zwischenraum liefse sich mit Bildhauerarbeit verzieren. Das Gewölbe finge vom Fufse, wo es aufliegt, an, und man sähe es g a n z, ohne dafs der Anblick auf irgend eine Art unterbrochen würde. Ein solches System von Architektur liefse sich ohne Schwierigkeit bey allen Plänen ausführen, und bey allen Arten von Winkeln und Linien anbringen. Dieser Einfall

wäre blofs eine Nachahmung der Natur und der ältesten, in Wäldern angelegten Tempel.

Ob nun die Meinung und das Urtheil dieser Architekten gegen unsern dermaligen, bey Erbauung der Kirchen herrschenden Geschmack nicht zu streng und parteyisch für die Gothische Baukunst sey, will ich nicht entscheiden. Es scheint indessen nicht ungegründet, dafs die Bauart der Griechen zu den nothwendigsten Anordnungen einer christlichen Kirche, vorzüglich einer protestantischen, durch die eingeführten Emporkirchen, nicht passe, die Gothischen Anlagen hingegen ihnen viel angemessener und unter gehörigen Einschränkungen anwendbarer seyn dürften. Es bliebe daher freylich nichts übrig als ein neues System zu erfinden, nach welchem alle nothwendige und billige Forderungen befriediget werden könnten. Eine Vermischung dieser beyden Bauarten scheint aber eine gar bedenkliche Auskunft zu seyn, die wahrscheinlich viele unauflösbare Dissonanzen hervorbringen möchte. Dafs man aber auch jetzt noch mit Muth, Geschicklichkeit und Scharfsinn eine alte, im Gothischen Geschmack erbaute Kirche verschönern könne, beweist die Nicolai-Kirche zu Leipzig, welche zu einem wahren Ideal umgeschaffen worden, das beym Eintritt überrascht, gefällt, und selbst bey näherer Betrachtung noch immer neue Schönheiten entdecken läfst. *)

---

*) Wie gern benutze ich nicht diese Gelegenheit, um zweyen meiner verdienstvollen Landsleute, dem Herrn geheimen Kriegsrath und Bürgermeister Müller, welchem Leipzig die Verschönerung der Nicolai-Kirche, die schönen um die Stadt angelegten Promenaden, und so viele andre in und um Leipzig mit Nutzen und Annehmlichkeit verbundene Anlagen zu verdanken hat, und dem Herrn Baudirektor Dauthe, welcher die von dem Herrn geheimen Kriegsrath Müller ihm ertheilten Aufträge so kenntnifsvoll und glücklich ausgeführt hat, alle verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wenn man die Schwierigkeiten,

Bey allem von der Gothischen Bauart hier erwähnten, bleibt nun noch einiges über die Bildhauerkunst, Mahlerey und innere Verzierung der Wohngebäude jener Völker, welchen wir die Gothische Bauart zuschreiben, beyzufügen übrig. Die Steifheit und die Magerkeit der Formen ist eigentlich das Charakteristische der Gothischen Bildhauerkunst. Zu diesen Fehlern, mufs man noch bey ihrer Mahlerey die harten und einförmigen Farben, (Einförmigkeit der Töne,) und bey allen beyden Gattungen die gänzliche Vernachlässigung der Natur hinzu fügen. Die Gothischen Künstler stellten kurze Figuren dar, deren Haare ohne Leichtigkeit, deren Gewänder ohne Geschmeidigkeit waren. Da sie in ihrer Zeichnung mit den sanft abgerundeten Formen, und der Kunst, Verkürzungen auszudrücken, unbekannt waren, konnten sie auch ihre Figuren nicht beleben und durch Ausdruck bedeutend machen. So waren auch ihre dem Lebenden gewidmeten Figuren nur ausgemeifselte Steinklötze, wie sie in plumpen Massen auf den

---

die bey der Verschönerung der Nicolai-Kirche Statt finden mufsten, überlegt, wird man gewifs den Scharfsinn, den Muth und die Beharrlichkeit bewundern müssen, welche zu der Ausführung einer solchen Unternehmung nöthig waren. Selbst der Tadel, den vielleicht dieser oder jener zu strenge Architekt daran finden könnte, und manche nicht ganz ungegründete Einwendungen, unter welchen vielleicht die eine der gegründetsten ist, dafs der hier angebrachten schönen Verzierungen zu viele sind, wobey der Geist und das Auge zu wenig Ruhe geniefst, werden gröfsten Theils wegfallen, wenn man die Schwierigkeiten überlegt, welche zu bekämpfen waren. Immer macht das Ganze auf jeden Anschauenden eine grofse Wirkung. Das grofse Publikum kann überhaupt hier keine Stimme haben. Es ist zu wenig vorbereitet, um die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Bauarten und ihren Accord neben und gegen einander zu untersuchen und abzuwägen. Hierbey ist noch die Bemerkung hinzu zu fügen, dafs durch diese schön ausgeführte Unternehmung eine Menge Menschen in Thätigkeit gesetzt wurden. Die Stadt hat eine Unternehmung aufzuweisen, welche ihr in einer lange fortdauernden Reihe von Jahren gewifs noch immer zur Zierde und Ehre gereichen wird.

Grabsteinen liegen. Man mufs aber auch diesen Fehler mehr der Unwissenheit als dem Mangel an gutem Geschmack zuschreiben, und dafs die Kunst bey ihnen noch in der Kindheit sich befand. Plinius versichert, dafs bey den grofsen Lehrmeistern, den Griechen, die Kunst den nehmlichen Weg gegangen sey, und auch ohne sein ausdrückliches Zeugnifs würde sich diefs vermuthen lassen. Man kann in vielen alten Städten noch Beyspiele der Gothischen Bildhauerkunst finden, so wie entfernte Spuren der Gothischen Mahlerey in den Werken des Leonardo da Vinci, des Perugino, und selbst in den frühesten Gemählden Raphaels. Um sich aber einen ganz richtigen Begriff von der Gothischen Mahlerey zu verschaffen, mufs man die Miniatur-Gemählde, mit welchen die im Mittelalter verfertigten Manuskripte, besonders die alten Missalien und Tournierbücher, verziert sind, aufmerksam betrachten.

Michel Angelo war der erste, welcher das Gothische gänzlich in seinen Zeichnungen verlassen hat; aber, indem er die Fehler jenes Styls zu vermeiden suchte, verfiel er in die entgegen gesetzten. Um der Magerkeit der Gothischen Formen zu entgehen, suchte er die Formen und die Bewegungen zu stark anzugeben. Die Gothischen Künstler stellten gar keine Muskeln dar; Michel Angelo drückte sogar diejenigen stark aus, welche sich in einem ruhigen Zustande befinden sollten.

Schlüfslich bleibt uns noch etwas über die innere Verzierung der Gebäude und ihrer Geräthe im Gothischen Geschmack anzuführen übrig.

So viele zierliche und graziöse Gegenstände man auch unter den Gothischen Decorationen antrifft, so sind diese doch mehr in ihren Kirchen, als in ihren Wohnungen anzutreffen gewesen. Wie hätte diefs auch anders seyn können? Überall wo Bildhauerkunst und Mahlerey sich noch in der Kindheit befinden, können die innern Verzierungen der Zimmer sich nicht in einem geschmackvollen Aufputze darbieten. Wenn daher jemand im

Gothischen Geschmack ein Zimmer zu verzieren gesonnen wäre, so bliebe der beste Rath, sich dazu durch einen erfindungsreichen geschickten Künstler die Verzierung erfinden und entwerfen zu lassen. *) Was übrigens die Geräthe, als zum Beyspiel Tische, Stühle u. s. w. betrifft, so sah man dabey mehr auf Festigkeit, als auf Schönheit und Geschmack; und dieses führet uns auf einige bey den innern Verzierungen überhaupt anwendbare Bemerkungen, mit welchen wir diese Darstellung beendigen wollen.

Jedes Gebäude, welches zu seinem Zwecke vollkommen seyn soll, muſs folgende drey Eigenschaften besitzen: Schönheit, Bequemlichkeit und Festigkeit. Will man diesen Grundsatz auf die innere Verzierung der Zimmer anwenden, so lassen sich darüber füglich folgende Bemerkungen anstellen.

Bey der innern Verzierung müssen die Gegenstände, die man gewahr wird, nicht allein schön und geschmackvoll, sondern auch zweckmäſsig und bequem seyn. Obgleich der Charakter von Festigkeit dabey nicht unerläſslich ist, welchen die Gegenstände des Gebäudes selbst erheischen;

---

*) Als ein reiches Ideenmagazin für Ausschmückung eines Hauses im Gothischen Geschmack kann man die Beschreibung ansehn, die der berühmte Lord Orford, bekannter unter seinem Familiennamen Horace Walpole, von seiner Villa an der Themse unweit London, Strawberry-Hill, in seiner eigenen Druckerey daselbst zuerst nur für seine Freunde drucken lieſs, die sich nun aber auch in seinen gesammelten Werken, die zu London im Jahre 1797 in 4 Quartbänden erschienen sind, im zweyten Theile von S. 395 an unter dem Titel befindet: *A Description of the Villa of Mr. Horace Walpole at Strawberry-Hill near Twickenham, Middlesex, with an Inventory of the furniture, pictures, curiosities cet.* Die zahlreichen dabey befindlichen Abbildungen von den Ansichten dieser Gothischen Gebäude von auſsen und innen, der Kaminstücke, die Treppen, das Kabinet, die Bibliothek, die Gartensitze u. s. w. verdienen das Studium aller Architekten und Decorationskünstler zu seyn.

so ist es doch ein für Zimmergeräthe sehr wünschenswerthes und großes Verdienst, wenn sie mit den übrigen Erfordernissen auch den Charakter von Dauerhaftigkeit verbinden.

Was den Meubles unserer Voreltern oft an Schönheit und Geschmack abging, ersetzten sie gewöhnlich durch Dauer und Bequemlichkeit. Wie viele unter uns ziehen nicht jetzt einen großen bequemen aber geschmacklosen Ruhestuhl, dessen sich noch unsre Vorfahren bedienten, unsern dermaligen eleganten und geschmackvollen Stühlen wegen der Bequemlichkeit vor! Wenn nun aber die Meubles unsrer Vorfahren oft bequemer als unsre jetzigen waren, so waren sie doch dabey sehr plump, und hatten die Unbequemlichkeit, daß man sie nicht ohne Mühe von einem Ort zum andern bringen konnte. Nun fragt sichs: Sollten wir nicht bey der innern Auszierung der Zimmer Schönheit mit Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit zu vereinigen suchen? Und da jedermann dieß bejahen wird, so führet uns dieß noch weiter. Die Engländer, zum Beyspiel, haben in Ansehung der Dauerhaftigkeit aller Kunstarbeiten und Fabrikate, also auch der Meubles, welche man von ihnen erkauft, gewöhnlich einen Vorzug vor allen andern. Dafür sind sie aber auch um so kostbarer; und so entstehet aufs neue die Frage: ob es gut gethan sey, einem Meublement, welches dauerhaft ist, aber dadurch kostbarer wird, den Vorzug vor einem, welches weniger dauerhaft, aber auch dafür minder kostbar ist, zu geben? Ich kaufe ein kostbares Meuble; dafür kann ich aber auch seine Dauer auf 12 Jahre berechnen. Es kostet ein Drittel weniger; seine Dauerhaftigkeit läßt sich aber nur auf sechs Jahre bestimmen. Es springt also von selbst in die Augen, daß es in solchen Fällen viel wirthschaftlicher ist, dem kostbarern, aber dauerhaftern den Vorzug vor dem minder kostbaren, aber dafür nur halb so dauerhaften, zu geben. Doch leidet auch dieß seine Ausnahmen. Die Menge derer, die auf einmal, ihren Vermögensumständen nach, nur eine kleinere Summe missen und verdienen

können, und daher Wohlfeilheit beym Anschaffen ihrer Meubles zum Hauptaugenmerk machen müssen, wenn auch nicht die gröfste Dauer damit verbunden seyn sollte, ist gewifs fast in jedem Lande die zahlreichste. Ferner liebt selbst der gebildete Mensch Abwechselung, und geht gern zu dem fort, was die herrschende Mode gebietet. Eine Geräthschaft welche daher 12 Jahre hinter einander dienet, wird vielen durch die Länge der Zeit langweilig und lästig werden: was man schon alle sechs Jahre zu erneuern vermögend ist, gewährt die Freude, dem herrschenden Geschmack öfter beytreten zu können. Hierbey entsteht dann auch für den Staat und die Manufakturen der Vortheil, dafs bey Waaren, welche ihrem wohlfeilen Preise nach in sechs Jahren erneuert werden, mehrere Menschen in Thätigkeit und Betriebsamkeit erhalten werden. Der Beyfall, welchen in unsern Tagen die Papiertapeten besitzen, ist davon ein deutlicher Beweis. Diese Art zu meubliren ist weniger dauerhaft, als die seidnen, gewirkten und in Wachs gemahlten Wandbehänge, die Täfeleyen und Boiserien, deren sich unsre Voráltern bedienten; sie erfordert aber auf einmal keinen so ansehnlichen Aufwand; und durch die Bemühungen, welche sich die Papiertapeten-Manufakturen geben, ihre Zeichnungen aufs geschmackvollste zu vermannigfaltigen, und dem herrschenden Modeton in Gewändern und Schnitzwerke aufzupassen, gewähren ihnen einen fortdauernden Reitz der Abwechslung und ein immer erneuertes Vergnügen.

Hieraus wäre denn folgendes Resultat zu ziehen: Für Personen, welche reich und vermögend genug sind, eine starke Ausgabe auf einmal zu machen, ist es unläugbar wirthschaftlicher, bey ihrem Ameublement auf Dauerhaftigkeit vorzügliche Rücksicht zu nehmen, wenn auch ihre Ausgabe dadurch kostbarer und ansehnlicher ausfallen sollte. So mufs also bey der innern Auszierung fürstlicher Residenz-Schlösser vorzüglich nächst Schönheit und Bequemlichkeit auf solide Dauerhaftigkeit gesehen werden, wenn auch die

Kosten dadurch vermehrt würden. Erhält man den Auftrag, für einen Fürsten einen Pallast auf dem Lande, oder einige ihm geeignete Zimmer in seinem Schlosse zu meubliren, in welchen sich derselbe von seinen ernsthaften Geschäften erholen will; so ist es Pflicht, diese Wohnung so geschmackvoll als möglich auszuzieren, und dabey auf die jetzt herrschende Mode so Rücksicht zu nehmen, daſs man alles zu auffallende und grell hervorstechende, das nie von Dauer seyn kann, mildert. Bey der Haupteinrichtung der innern Auszierung eines fürstlichen Residenz-Schlosses selbst scheint es aber Thorheit zu seyn, wenn man immer den Fantasien der herrschenden Mode nachgeben wollte; denn das würde einen auſserordentlichen und doch bald altväterisch heiſsenden Aufwand machen.

Dabey treten aber auch noch mehrere Rücksichten ein, die hier auch mit in Anschlag gebracht werden müssen. Ein Beyspiel mag dieſs erläutern. Wir besitzen bey dem jetzt herrschenden Geschmack gläserne Kronleuchter, die mit facettirten Gläsern sehr leicht, elegant und geschmackvoll zusammen gebunden sind. Sollen aber diese schön bleiben, so müssen sie sorgfältig behandelt, und zuweilen, mühsam aus einander genommen, jede facettirte Perle so zu sagen einzeln geputzt, und nachher wieder mit Pünktlichkeit zusammen gebunden werden. In dem Hause eines Privatmannes, wo vielleicht nur vier oder sechs dergleichen Kronleuchter nöthig sind, können die Kosten, welche das Auseinandernehmen und Putzen verursacht, nie zu hoch steigen; in einem fürstlichen Residenz-Schlosse aber, wo die Anzahl der Kronleuchter in die Hunderte geht, entsteht daraus, weil ihr Putzen sehr kostspielig ist, ein ansehnlicher Aufwand.

Hierzu kommt, daſs die Bedienung in einem fürstlichen Residenz-Schlosse auch mit der gröſsten Ordnung und Strenge, wegen ihrer groſsen Anzahl, nie so zu übersehen ist, als in dem Hause eines Privatmannes, und erstere nie so sorgfältig und schonend mit den Meubles umgehet,

weil sie auf einen immer vollen Seckel rechnen. Wenn daher die Meubles nicht dauerhaft und fest sind, entsteht durch die oft wiederholte Zerstörung derselben ein grofser, kaum zu bestimmender Aufwand.

Bey Privatpersonen treten wieder andere Rücksichten ein. Wer in einer Stadt ein eigenes Haus besitzet, und gesonnen ist dasselbe auszuzieren, mufs freylich auch vor allen Dingen auf Dauerhaftigkeit sehen, und, vermag er es, sogleich seine Wände mit Gegenständen der Kunst, zum Beyspiel mit guten Kupferstichen und Gemählden, ausschmücken. Bey diesen Gegenständen, weil sie fortdauernd den Geist beschäftigen, herrscht auch fortdauerndes Gefallen, ohne dafs sie dem thörichten Modewechsel unterworfen wären; dahingegen ein nach dem Modegeschmack kostbares Meublement oft nach wenig Monaten seinen Reitz verliert, und alles darauf verwandte Geld verschwendet ist.

Bey Personen aber, die kein eigenes Haus besitzen, und bey welchen der Fall eintritt, dafs sie ihre Wohnung oft verändern müssen, oder bey solchen, die ihrer Lebensart nach, wie zum Beyspiel Militärs, ihren Wohnort nicht fixiren können, finden allerdings solche Meubles nicht ohne Nachtheil Statt, die in der neu zu beziehenden Wohnung entweder gar nicht, oder nur unvollständig und mit Verlust wiederum benutzt und angewendet werden könnten. Dann ist es vortheilhafter, beym Ameublement und Verzieren der Wände auf das Wohlfeile, wenn es auch nicht so dauerhaft ist, Rücksicht zu nehmen. Aber auch hier sind für diejenigen, die es anzuschaffen vermögen, und ihre Zimmer interessant auszieren wollen, Werke der Kunst, oder wissenschaftliche Gegenstände, zum Beyspiel bey einem Militär Landcharten oder Plane von Festungen und Schlachten, vortheilhaft, da man sie, wenn man auch seine Wohnung verändern mufs, immer wieder in der neuen benutzen kann.

Ich wende mich nun zu den beyden für den Gothischen Geschmack bestimmten colorirten Blättern.

No. 1. Eine Zimmerverzierung im Gothischen Geschmack. Der Raum gestattete nicht, in der linken Abtheilung der Ansicht die Darstellung des Strafsburgischen Münsters deutlich anzubringen; folglich wurde diefs durch ein ähnliches treffliches Gebäude dieser Gattung, die Kirche zu Unsrer L. Frauen in Antwerpen, bewerkstelligt. In der rechten Abtheilung befindet sich die Domkirche zu Meifsen.

No. 2. Enthält im Gothischen Geschmack verzierte Meubles, nehmlich einen dergleichen Tisch, zwey Stühle und einen Spiegelrahmen.

Historische Beschreibung der Domkirche zu Meifsen.

Die Domkirche zu Meifsen ist ein Monument der Gothischen Baukunst von so entschiedener Schönheit, dafs sie mit Recht unter die vorzüglichen Werke der Baukunst zu rechnen ist, und jeden Mann von Geschmack auf ihre Vorzüge aufmerksam machen mufs.

Ihre Erbauung fällt gegen das Ende des dreyzehnten und in das darauf folgende vierzehnte Jahrhundert, in den Zeitraum, in welchem die Gothische Baukunst eigentlich blühete, und Werke in dieser Bauart aufgeführt wurden, welche gewifs Beyfall und selbst Bewunderung verdienen.

Die Bischöfe zu Meifsen, Wittigo I. von Camenz, und sein späterer Nachfolger, Wittigo II. ein Herr von Colditz, führten diese Kirche, welche bereits im zehnten Jahrhundert von Kaiser Otto dem Grofsen gestiftet worden, zu ihren Zeiten aber einer Hauptwiederherstellung bedurfte, um das Jahr 1274 und in den darauf folgenden, in das vierzehnte Jahrhundert fallenden Jahren wieder auf. Bey diesem Wiederaufbau erhielt sie die gegenwärtige Form, welche sie mit mehrern in diesem Zeitraum aufgeführten Kirchen gemein hat.

Sie hatte damals über dem in der Folge verbaueten Haupt-Portal drey hohe Thürme, von welchen sich in der Merianischen Topographie eine Abbildung befindet.

Diese Thürme wurden im Jahre 1547 den 25. April durch einen Blitzstrahl entzündet und mit dem Dache über der Kirche gänzlich eingeäschert, auch stürzte ein Theil des Gewölbes dabey ein. Das Dach und Gewölbe sind wieder hergestellt worden; von den Thürmen aber ist nichts als der viereckige Unterbau, welcher mit einem Dache versehen worden, noch vorhanden.

Diese und andere, besonders während des dreyfsigjährigen Krieges, diesem Gebäude zugestofsene Unglücksfälle haben nothwendig hier und da Spuren der Verwüstung zurück lassen müssen. Nichts desto weniger hat seine ursprüngliche Schönheit hierdurch nicht so ganz zerstört werden können.

Eine mit weiser Eleganz verbundene Simplicität, heiliger Ernst, und mit Geschmack behandelte, gut gewählte und sparsam angebrachte Verzierungen gewähren hier eine ungestörte Übersicht dieses zur Anbetung auffordernden Heiligthums.

Allem Ansehen nach hatten die Gothischen Baumeister des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts ein ganz festgesetztes und sogar nach bestimmten Mafsen berechnetes Ideal bey Erbauung ihrer Kirchen unter sich angenommen, welches dem Architekt wenig oder keinen Spielraum liefs, neue Erfindungen auf Unkosten besserer alten aufzustellen. Murphy hat die Erfahrung gemacht, dafs verschiedene Gothische Kirchen in England mit der von ihm sorgfältig ausgemessenen und ungemein schön vorgetragenen Kirche zu Batalha in Portugall ganz gleiche und eben dieselben Ausmessungen und Verhältnisse haben. Das Verdienst des Baumeisters bestand vorzüglich in dem guten, sorgfältigen und zweckmäfsigen Vortrage des mit allgemeinem Beyfall angenommenen Ideals. Wie vortheilhaft für die Kunst eine so weise Vereinigung der Meinungen und ein hierdurch festgesetztes System zu allen

der Kunst günstigen Zeiten gewesen sey, beweisen die vortrefflichen Überbleibsel der Alten. Möchten sie nur nicht beweisen, dafs nur die Alten so weiser Veranstaltungen fähig waren! Das Verdienst des Baumeisters wird hierdurch auf keine Weise herabgesetzt. Seine Talente an den Tag zu legen, mufste er sehr bewährte Geistesgaben und Erfahrung besitzen, jenes zum Ideal aufgestellte Bild in seinem ganzen Umfange zu fassen, seine Einbildungskraft hiernach zu fixiren, und endlich dieses Bild mit ungestörtem, gegen den vorliegenden Zweck fortarbeitendem Phlegma und Kunsteifer darzustellen.

Wir treten aber nunmehr in das heilige Monument, dessen Beschreibung wir vor uns haben.

Zwo Reihen hoher Pfeiler, mit schlanken an denselben empor strebenden Säulen umgeben, bilden das mittlere Schiff, welchem die einander begegnenden und durchkreuzenden Reihungen oder Gradbögen auf eine gewifs interessante Art zur Decke dienen. Diese Gradbögen nehmen von unten hinauf ihren Anfang über Kapitälen, welche die Säulen um die Pfeiler bekrönen, und von verschiedenen Blumen und Laubwerk zusammen gesetzt sind. Diese Kapitäle sind sehr mannigfaltig, und beynahe jedes mit einer andern Gattung von Blättern umgeben, mit meisterhafter Kühnheit ausgearbeitet, und gröfsten Theils von vorzüglich schöner Erfindung, nicht von alten Mustern entlehnt, sondern wahre Originalideen.

Das Schiff dieser Kirche dürfte vielleicht, nach Verhältnifs seiner Länge und Höhe, zu schmal scheinen: diese Verhältnisse aber finden sich bey mehrern Gothischen Kirchen aus diesem Zeitalter wieder. Vielleicht wurden sie von der Anlage der Gewölbe darüber veranlafst, welchen man eine ausgedehntere Spannung zu geben Bedenken trug; nach und nach ward man mit diesen Verhältnissen vertraut, fand sie der Bestimmung des Gebäudes angemessen, und nahm sie am Ende als vorzüglich an.

Das perspektivische Ansehen, welches hierdurch eine mysteriöse Tiefe erhält, gewinnt bey diesen Verhältnissen gewiſs sehr viel, und die Durchsichten in die Nebenseiten erhöhen die Wirkung des Ganzen. Das in diese letztern häufig einströmende Licht wird durch die Pfeiler des Schiffs gemäſsigt, und verbreitet in diesem eine sanfte Dämmerung, welche durch die lebhafte Erleuchtung der Nebenseiten nur noch interessanter wird. Der Eintritt in dieses ganz zur Andacht gestimmte Heiligthum ist in Wahrheit herzerhebend.

Vor der Hand führt eine kleine Thür auf der Seite, dem Chor zur Linken, in diese Kirche. Ungleich gröſser würde die Wirkung seyn, wenn der vormalige Haupteingang, dem Altar gegenüber, noch offen wäre. Diesen Haupteingang unter den ehemaligen drey Thürmen verschlieſst ein im funfzehnten Jahrhundert hier angebautes Churfürstliches Begräbniſs. Die Bauart dieses letztern ist der Bauart der Kirche sehr ungleich, und kommt bey weitem dieser nicht bey.

Das Schiff, oder so genannte Münster, der Kirche wird von dem daran stoſsenden hohen Chor durch ein steinernes ungefähr zehn Ellen hohes Tabulat oder Gewölbe, mit einer Gallerie oberhalb desselben, auf welchem jetzt die Herren Domkapitularen beym öffentlichen Gottesdienst, oder an ihren solennen Konventstagen, ihren Sitz haben, abgesondert. Diese Tribune wurde vom Bischof Johann dem Ersten von Isenberg um das Jahr 1350 neu und schöner aufgebaut, als sie vorher gewesen war.

Ähnliche Tribunen, welche das Chor hinter dem Altar von dem Schiffe der Kirche absondern, werden in den ältern Kirchen in Frankreich und in einigen Klosterkirchen noch angetroffen. In neuern Zeiten sind sie in Pfarrkirchen nicht mehr gewöhnlich, und in diesen an deren Stelle eiserne, zuweilen sehr reich verzierte Gitter angebracht. *Jubé* ist die Französische Benennung dieser Art von Eingebäuden. Das *Jubé* in der Kirche *St. Etienne*

du Mont zu Paris ist ein vorzüglich schönes und kunstreiches Werk von dieser Art, jedoch nicht ganz in Gothischer Bauart, sondern, so wie die ganze in ihrer Art schöne Kirche, mit Verzierungen aus der Griechischen Bauart vermengt.

Gegenwärtiges *Jubé* ist ganz einfach, oberhalb mit Brustlehnen von künstlich durchbrochenem Gothischen Laubwerk verziert. In der Mitte dieser Brustlehnen stehen in zwey kleinen Nischen die Statuen des Apostels Bartholomäus und des heiligen Basilius. Zwey andre daneben befindliche kleine Nischen sind jetzt leer, und die vormals darin gestandenen Statuen des heiligen Alexius und der heiligen Barbara, welche noch vorhanden sind, weggenommen worden. Auch befinden sich an den Gewölben die Wappen des Stifts und des Bischofs, nebst einigen Meifsnischen Provinzial-Wappen. Innerhalb des Chors führt eine schmale steinerne Treppe auf diese Tribune.

Der Altar stehet im Mittel dieses *Jubé's* an der Mauer an, und über demselben befindet sich ein schönes Gemählde von Lucas Cranach. Zu beyden Seiten dieses Altars führen zwey kleine Thüren, welche oberhalb mit eisernen Gittern versehen sind, aus dem Münster der Kirche in das hohe Chor. Durch die Thüre zur rechten Hand pflegten vormals der Bischof und der Dompropst, durch die zur linken aber der Domdechant nebst den übrigen Domherren und Vicarien in das hohe Chor einzutreten.

Hier, im hohen Chor, befindet sich ein zweyter Altar, mit einem Gemählde von Lucas Cranach. Die obere Platte dieses Altars bestehet aus einem ungewöhnlich grofsen Stück Pirnaischen Sandsteins, ganz viereckig behauen, ohne irgend einige Verzierung.

Die Stühle der Domherren sind durch kleine Säulen an der Wand, mit Kapitälen, denen im Schiff ähnlich, von einander abgesondert, und oben mit künstlich durchbrochenen, aus der Mauer hervorragenden Baldachinen bekrönt.

Zwischen den beyden Thüren, auf dem Platze des hohen Chors, dem Altar gerade gegenüber, stand eine grofse nach Gothischer Bauart von eichenem Holz ausgearbeitete bischöfliche Cathedra, in welcher drey Sitze angebracht waren. Die Brustlehne war zu jeder Seite mit einem grofsen Cantelaber versehen. Zu jeder Seite dieser Cathedra waren der Evangelist Johannes und der Bischof Donatus *al fresco* gemahlt. Von allem diesem, so wie von mehrern Merkwürdigkeiten im Chor und in der Kirche, ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden.

Über der Thür, welche in die Sakristey führt, erscheinen, auf grofsen hervorragenden Kragsteinen, die Statuen des Kaisers Otto des Grofsen und seiner Gemahlin in Lebensgröfse, bunt nach dem Leben staffiert, und diesen gegenüber die Statue eines Bischofs.

Einige wenige in der Kirche noch vorhandene Monumente sind von spätern Zeiten, in welchen die Gothische Baukunst wieder herabgesunken war, und ihre eigenthümlichen charakteristischen Formen und Bestimmtheiten nicht mehr hatte.

Das Äufsere dieser Kirche würde ein vorzüglich interessantes Ansehen haben, wenn die oben gedachten Unglücksfälle und nach der Hand hinzu gekommene Angebäude dasselbe nicht zum Theil entstellt hätten. Dasjenige, was sich von den Anlagen, welche im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert zu Stande gekommen, noch erhalten hat, ist von grofsem Werth, und mit viel Geschmack und Kunstfleifs ausgearbeitet.

Auf der linken Seite des Chors erhebt sich ein Thurm von ansehnlicher Höhe, dessen unterer Bau viereckig bis zu einer gewissen Höhe aufsteigt, von da in ein Achteck sich verwandelt, und über diesem eine pyramidenförmige Bekrönung hat. Diese letztere Thurmspitze ist ein Beyspiel Gothischer Kühnheit. Vier gegen einander sich neigende steinerne Schäfte von mäfsiger Stärke, welche oben in einer Spitze sich vereinigen, dienen den dazwischen

hinaus laufenden steinernen, mit bewundernswürdiger Sorgfalt und Fleiſs durchbrochenen Zierathen zur Einfassung. Das Ganze ist hohl, und wird von wenigen inwendig angebrachten eisernen Ankern zusammen gehalten. Auch an den Schäften dieser Pyramide sind hervorstehende, staudenähnliche Verzierungen in verhältniſsmäſsigen Entfernungen angebracht, welche nicht eingesetzt, sondern mit den Schäften aus Einem Steine gearbeitet sind.

Ein diesem fast ganz ähnlicher Thurm findet sich neben der Kirche zu Batalha in der Provinz Estremadura in Portugall.

Anmerkenswerth ist noch, daſs gemeiniglich die hohen und scharfen Dächer als eine den Gothischen Baumeistern vorzüglich eigenthümliche Anlage angenommen werden. Das Dach der Domkirche zu Meiſsen würde dieses bestätigen, wenn jene Kirche in Portugall, welche mit dieser ungemein viel Ähnliches hat, nicht das Gegentheil bewiese. Hier bedeckt eine Platteforme, deren Abhang fast unmerklich ist, dieses Gothische Gebäude. Ein Beyspiel, aus welchem deutlich erhellet, daſs die Gothischen Baumeister das Klima des Landes zu Rathe zogen, in dem sie ihre Gebäude aufführten, und nur unter einem Himmel hohe Dächer aufstellten, wo Erfahrung und Nothwendigkeit ihnen dieses auferlegten.

Oberwähnte Churfürstliche Begräbniskapelle wurde vom Churfürst Friedrich dem Streitbaren, in den Jahren 1425 bis 1428 erbaut. Die nach seinem Ableben, welches im Jahre 1428 erfolgte, ausgebrochenen Hussitischen Unruhen verhinderten die Ausführung der ganzen Stiftung, welche derselbe kurz vor seinem Tode schriftlich bestätiget hatte. Erst im Jahre 1445 machten die beyden Söhne des Durchlauchtigsten Stifters, Churfürst Friedrich der Gütige und Herzog Wilhelm der Dritte, die Stiftung ihres Vaters in ihrem ganzen Umfange bekannt. Aus den hierüber ausgefertigten Documenten ergiebt sich, daſs diese Kapelle der heiligen Jungfrau Maria, der Himmelskönigin, und den heiligen drey Königen zu Ehren gestiftet worden.

Sowohl durch die Länge der Zeit, vornehmlich aber im dreyſsigjährigen Kriege, war diese Begräbniſskapelle von den Kaiserlichen und Schwedischen Kriegsvölkern bey Einnahme des daneben gelegenen Churfürstlichen Schlosses sehr beschädigt, und von dem Rauche der von den Soldaten darin angezündeten Feuer unscheinbar geworden, welches den Churfürsten Johann Georg den Zweyten bewog, dieselbe wieder herstellen zu lassen; es wurde auch im Jahre 1662 hierzu der Anfang gemacht, und bis 1672 fortgefahren, wie solches eine über der groſsen Thür innerhalb der Kapelle befindliche Inschrift bezeuget.

Unter andern in dieser Kapelle vorhandenen Monumenten und Grabschriften ist das in der Mitte derselben, von dem Fuſsboden aufsteigende Grabmahl Churfürst Friedrichs des Streitbaren, welches von Churfürst Friedrich dem Gütigen seinem Vater zu Ehren errichtet worden, vorzüglich merkwürdig.

Dieses Grabmahl ist von Bronze, in einem bedeutenden Styl gearbeitet. Die Höhe desselben beträgt 1 Elle 19 Zoll; die obere Breite 2 Ellen 6 Zoll, und die untere 4 Ellen 8 Zoll; die Länge aber oben 4 Ellen 6 Zoll, und unten 6 Ellen 8 Zoll. Das eiserne Gitter um dasselbe lieſs der Churfürst Johann Georg der Zweyte fertigen und aufsetzen.

Auf der obern Fläche ruhet das Bildniſs Churfürst Friedrichs liegend, in Lebensgröſse, im Churmantel, das Churschwert in der Linken haltend. Die Füſse stemmen sich an zwey Löwenbilder, welche rechts und links sich wenden.

An den vier äuſsern Ecken befinden sich die vier Hauptwappen des Churhauses Sachsen; oben zur Rechten das Herzoglich-Sächsische, zur Linken das Landgräflich-Thüringische; unten rechter Hand das Markgräflich-Meiſsnische, zur Linken aber das Pfalzgräflich-Sächsische Wappen. Um das Grabmahl läuft folgende Lateinische Aufschrift fort, welche also lautet:

Anno. domini. millesim. quadrigentesimo. XXVIII. dominica. proxima. post. circumcisionis. obiit. illustris. princeps. et. dominus. Fridericus. dux. Saxonie. sacri. rom. imperii. archimarschallus. thuringie. lantgravius. marchio. misnensis. hic. sepultus. cujus. anima. requiescat. in. pace.

Hinter dem Haupte des liegenden Churfürstlichen Bildnisses erscheint das Schild mit den zwey Churschwertern. Unterhalb dieses Schildes befinden sich an der obern Seite dieses Grabmahls sechs vertiefte Füllungen. In der ersten steht eine Mannsperson mit einem langen Rocke, seitwärts gekehrt, welche auf einem Zettel den Denkspruch hält: *Ego dixi, domine miserere mei, sana.* — Neben diesem ein geflügelter Engel mit dem Provinzial-Wappen der Markgrafschaft Landsberg. Diesem folgen drey dergleichen geflügelte Engelsbilder, welche die Wappen der Grafschaft Orlamünde, des Burggrafthums Altenburg und der Grafschaft Pleifsenburg halten. Im letztern, dem sechsten Felde, ist ein bejahrter Mann in Fürstenkleidung abgebildet, mit einem Zettel, auf welchem die Worte: *Miserere nostri Deus* zu lesen sind. Zu jeder Seite des Grabmahls sind zwölf ähnliche Felder oder Vertiefungen angebracht, in welchen abwechselnd Schildhalter mit ihren Wappen, und geistliche und weltliche Personen in ihren damals gewöhnlichen Kleidungen erscheinen. Auf der Seite zur Rechten stehen sechs Schildhalter, deren Wappenschilder sechs der ältesten Gräflichen Häuser anzeigen, und zwar die Wappen der Grafen von Schwarzburg, von Mannsfeld, von Stollberg, von Bichlingen, von Honstein und von Gleichen. Auf der linken Seite befinden sich die Wappen der Grafen von Schönburg, von Gera, von Landsberg, von Waldenburg, der Burggrafen von Kirchberg, und ein in die Länge getheiltes Schild, welches sich nur durch Farben unterscheidet, und ohne Figur ist, mit ihren Schildhaltern. Zu den Füfsen sind wieder, wie oben zum Haupte, sechs Vertiefungen, in welchen abwechselnd drey junge Personen, und eben so viel geflügelte Engel, mit Pro-

vinzialwappen, sich darstellen. Die drey jungen Personen dürften wahrscheinlich die hinterlassenen drey Prinzen des Churfürsten Friedrichs des Streitbaren vorstellen, besonders da der mittelste derselben ganz in Churfürstlicher Kleidung mit dem Schwert in der Hand erscheint, welcher für eine Abbildung Churfürst Friedrichs des Gütigen angenommen werden könnte. Von den drey Wappen ist das erste das Wappen der Grafschaft Ysenberg; das zweyte hat weder Bild noch Aufschrift, und wäre für ein Regalienschild anzusehen, womit auf die hohe landesobrigkeitliche Gewalt gedeutet würde; das dritte ist das Wappen der Grafschaft Brena.

Aufser diesem Grabmahle befinden sich hier zehen Churfürstliche und Herzogliche Grabschriften.

An der eigentlich so genannten Fürstenkapelle ist eine kleinere von Herzog Georg dem Bärtigen, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, an der Mittagsseite angebauet. In dieser kleinen Kapelle ruhen nur gedachter Herzog und seine Gemahlin, die Herzogin Barbara. Über den Gräbern derselben liegen messingne Tafeln, auf welchen die Bildnisse beyder Fürstlichen Personen mit ihren Grabschriften eingegraben sind. Das Säulen- und Simswerk an dem Portal, welches aus der grofsen Kapelle in diese kleinere führt, ist von dem bekannten gesprenkelten Serpentinsteine, welcher bey Zöblitz gebrochen wird. Auf der Seite gegen Morgen, in der Mitte der Wand, befindet sich ein schönes Gemählde auf Holz von Lucas Cranach, welches den erblafsten Leichnam Jesu, und neben diesem die weinende Maria und den Evangelisten Johannes vorstellet. Auf einer Seite dieses Gemähldes befindet sich das Bildnifs des Herzogs Georg, und auf der andern seiner Gemahlin, der Herzogin Barbara, beyde knieend, von Lucas Cranach.

Über der Thür ist ein schönes Basrelief, das Begräbnifs des Heilandes vorstellend, von weifsem Marmor.

Die Werke, deren ich mich bey der Abhandlung über den Gothischen Geschmack bedient habe, sind:

1. Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst, von Christ. Ludw. Stieglitz.
2. *Plans, Elevations and Views of the Church of Batalha in the Province of Extremadura in Portugal, by James Murphy. Gr. Fol. 27 Plates.*
3. *Description of the Villa of Mr. Horace Walpole at Strawberry-Hill near Twickenham, Middlesex etc.*
4. Einige in der Churfürstlich-Sächsischen Kupferstich-Gallerie zu Dresden befindliche Werke, Gothische Architektur enthaltend.





Angenommener antiker Geschmack neuer Zeit.

Als die Nachahmer Blondel's in Erfindung unnatürlicher und geschmackloser grotesker Verzierungen die höchste Stufe erreicht hatten, und das Auge dieser sinnlosen Schnörkel müde war, wollten einige Französische Architekten diesen Abweg vermeiden, fielen aber, besonders bey der innern Zimmer-Verzierung, in den entgegen gesetzten Fehler; sie wendeten nehmlich dabey die Verzierungen an, welche die Alten bey dem Äufsern ihrer Gebäude

anbrachten, zum Beyspiel Pilaster, Festons von Eichen- oder Lorberblättern, Vasen und dergleichen schwerfällige Gegenstände. Durch die Pilaster, durch die Eintheilung der Wände in viereckige Felder, und die übrigen nach dem Winkel geordneten Zierathen, wichen sie nun zwar den Schnörkeln aus; an die Stelle der übertriebenen Verzierungen trat aber ein steifes, schwerfälliges und einförmiges Ansehen; man sahe Pilaster, die durchaus nichts zu tragen haben konnten, oft in einem Zimmer von mäfsigem Umfange, gedrängt bey einander stehen; Wände, die Götter, Helden und Trophäen füllten, zwar ächt nach Antiken kopirt, aber ohne Rücksicht auf den Stand des Bewohners und die Bestimmung des Zimmers, ohne dem Auge einen Ruhepunkt zu lassen, oder gefällige Formen und Ideen darzubieten. Man hatte nicht überlegt, dafs, wenn bey den Façaden eines Gebäudes die gerade Linie die vorzüglichste ist, um den Charakter der Regelmäfsigkeit und Festigkeit zu zeigen, im Gegensatze eben diese Linie bey der Verzierung der Zimmer, vorzüglich derer, wo Mannigfaltigkeit, Anmuth und Heiterkeit herrschen sollen, nichts weniger als vortheilhaft, und höchstens bey grofsen Sälen und andern Zimmern, die in einem regelmäfsigen Style eingerichtet seyn sollen, anwendbar ist.

Die Festons, Medaillons, Vasen und ähnliche Zierathen, die man zu Unterbrechung der Einförmigkeit anwendete, waren aber, weil man den Unterschied der Verhältnisse zwischen dem Äufsern eines grofsen, ernsthaften Gebäudes und einem oft nur kleinen Theile desselben aus den Augen setzte, schwerfällig, und gewährten dem Auge keinen angenehmen Überblick eines harmonirenden Ganzen. Gleichwohl legte man diesem Geschmack, weil man ihn von den äufsern antiken Façaden der Gebäude entlehnet hatte, den Namen des antiken Geschmacks bey.

Bey so auffallenden Fehlern konnte jedoch dieser Geschmack nicht lange herrschen, und in Deutschland erhielt er sich nur, von ungefähr

1765 an, einige und zwanzig Jahre, da er denn durch den Geschmack an den Arabesken verdrängt wurde.

Da ich in dieser Sammlung von Darstellungen so manchen mangelhaften Geschmack ganzer Völker geschildert habe, unter andern, weil der Künstler oft aus den Fehlern anderer Künstler mehr als aus ihren guten Werken lernen kann, so habe ich diese in neuern Zeiten entstandene, an sich sehr uninteressante Abweichung vom guten natürlichen Geschmack nicht übergehen wollen.

Der so genannte antike Geschmack entstand bloſs aus einer irrigen Beurtheilung dessen, was bey der inneren Zimmer-Verzierung anwendbar und schön war; und weil man, ohne den Vorschriften einer richtigen Theorie zu folgen, blind kopirte, indem man nachzuahmen glaubte.

Es sey mir erlaubt, bey dieser Gelegenheit einige zufällige Gedanken über die Bildung des Künstlers zu richtiger Beurtheilung des Schönen, Gefälligen und des Schicklichen oder Anwendbaren vorzulegen.

Giebt es denn aber feste Regeln, nach denen man das Anwendbare und Schöne richten kann? Sind die darüber angenommenen Regeln nicht bloſs ein Gängelband, wodurch das lebhafte Genie, gleich dem muntern Kinde, zuweilen vor dem Fallen geschützt, aber auch in seinem raschen Gange aufgehalten wird?

Allerdings, ich gestehe es gern, ist irrige Theorie nachtheilig für den talentvollen Kopf, — und — selbst die richtigste Theorie kann den, der von der Natur nicht begünstigt wurde, nicht zum Künstler schaffen. Aber darum sind Regeln überhaupt nicht überflüssig; denn wenn auch zuweilen ein groſser Geist ohne diese Leitfäden das erhabene Ziel erreicht, so erleichterten sie doch vielen die frühe Vollendung ihres Laufes.

Theorie, oder der geordnete Inbegriff der Regeln, ist nichts anders, als die Entwickelung dessen, wodurch ein Werk in seiner Art und nach seinem Zwecke vollkommen wird. Sie giebt also dem Künstler einen bestimmten Maſsstab an, nach welchem er das, was zur gänzlichen Vollendung einer Arbeit nothwendig, oder nur nutzbar, oder ganz überflüssig ist, bestimmen kann.

Leibnitz hat schon die Bemerkung gemacht, daſs ächte, tief durchdachte Theorie der sicherste Weg zur glücklichen Ausübung ist; *) und nicht bloſs Philosophen reden diesem Satze das Wort, sondern die gröſsten Künstler, da Vinci, Rubens, Lairesse, Mengs und andere, haben Regeln, aus Nachdenken und Erfahrung geschöpft, zur Bildung ihrer Nachfolger niedergeschrieben.

Die Regeln für das Wesentliche der Kunst sind nicht zahlreich, und man muſs sie nicht mit den Vorschriften verwechseln, die für den mechanischen Theil der Kunst vorhanden sind. Nur Pedanterey hat jene Regeln vervielfältigt, Vorschriften der zwoten Art unter sie gemischt, und dadurch dem Genie Fesseln anlegen wollen. Dennoch bleiben beyde Arten der Belehrung nothwendig, gleich den Wegsäulen auf den Landstraſsen, die den Unwissenden zurechte weisen, aber freylich nur dem, der noch Kraft zum Gehen hat, nützen, dem Kraftlosen aber das Vermögen nicht ertheilen, das Ziel seiner Reise zu erreichen.

Was der Künstler in der Begeisterung ohne Rücksicht auf irgend eine Regel erfindet, muſs er nach Regeln beurtheilen und verbessern. Der Architekt und der Decorateur sind eben so, wie der Mahler, der Bildhauer und der Tonkünstler, daran gebunden, auch dann, wenn es scheint, als

*) *Sentio, omnem scientiam, quanto magis est speculativa, tanto magis esse practicam; id est tanto quemque ad praxin esse aptiorem, quanto rem, quae ipsa tractanda est, melius consideravit. Leibnit. Miscell. pag. 167 n. LXII.*

ob sie weniger auf die Nachbildung der schönen Natur, als auf willkührlich angenommene Grundsätze zu sehen hätten.

Alle Werke der bildenden Künste sollen den edlen Lebensgenuſs vermehren, der Architekt aber soll überdieſs für Bedürfniſs und Bequemlichkeit sorgen.

Ordne dein Werk zweckmäſsig, und gieb ihm den höchst möglichen Grad der Schönheit oder Anmuth, dessen es fähig ist, dieſs ist die erste, unerläſsliche Vorschrift für jeden Künstler. Den reinen Begriff von Schönheit und Anmuth erwerbe er sich, geleitet von guten Lehrern, durch Studium der Natur und vortrefflicher Kunstwerke.

Von den drey wesentlichen Eigenschaften eines vollkommenen Künstlers, Genie, Kenntnissen und Fertigkeit, ist das erste ein Geschenk der gütigen Natur, das durch keine Bemühung ihr abgedrungen werden kann; die beyden andern muſs der Künstler durch Nachdenken und Fleiſs erwerben — oder, wie man zu sagen pflegt, er muſs die Kunst studieren. Man braucht zwar diesen Ausdruck zuweilen auch von dem Fleiſse, der auf die Erlernung des bloſs mechanischen Theils der Kunst gewendet wird, und dieser Fleiſs kann und soll allerdings auch mit Nachdenken verbunden seyn: allein ich rede hier nur von dem zur Vervollkommnung des Künstlers nöthigen Studium des geistigen Theils der Kunst. Dieses Studium soll auf Erlangung aller der Kenntnisse gehen, die bey der Entwerfung und Anordnung vollendeter Kunstwerke erforderlich sind. Der Künstler wird daher überhaupt die verschiedenen Bestimmungen seiner künftigen Arbeiten vollständig durchdenken, um zwekmäſsig verfahren zu lernen, die angenommenen Begriffe von Schönheit und Anmuth in den vorhandenen Theorien sich bekannt machen, und dadurch gleichsam einen Standpunkt erhalten, von welchem er bey dem fortgesetzten eigenen Studium ausgehen kann.

Die genaue Berichtigung der Begriffe von Schönheit, Anmuth und Schicklichkeit kann der Künstler nur von einer sorgfältigen Beobachtung der leblosen und der belebten Natur erwarten: sie setzt aber die Betrachtung mancher Gegenstände voraus, die man oft nur für gelehrte oder Schulstudien bestimmt glaubt.

Es hat nehmlich der Künstler, aufser dem Körperbau des Menschen, auch dessen Charakter und Leidenschaften, so wie die Sitten und Geschichte ganzer Völker und einzelner grofser Männer zu studieren, um treue Darstellungen zu schaffen, und ihnen nichts Unrichtiges beyzumischen, wodurch oft die Wirkung des Ganzen gestört wird. Diese so genannten gelehrten Kenntnisse wenn sie nur gründlich sind, schaden nie; sie berichtigen manche Begriffe, machen den Künstler mit erhabenen Ideen alter Dichter vertraut, und entwikkeln in ihm Gedanken, die ohne diese Veranlassung verschlossen blieben. Selbst Raphael, der keine gelehrte Erziehung genossen hatte, benutzte in dieser Absicht mit vielem Vortheil den Umgang belesener und geistreicher Männer.

Um sich zu Betrachtung der Natur geschickt zu machen, darf der Künstler auch seine Organe nicht ungeübt lassen; er gewöhne sein Auge — sein Ohr — fein, viel und richtig zu fassen, und, so vorbereitet, trete er sein Studium an.

Dieses Studium soll, wie ich eben erwähnt habe, auf allgemeine Kenntnifs des Menschen, auf den besondern Charakter und die Sitten ganzer Völker und einzelner Menschen, auf die übrige sichtbare Natur, und auf gute Kunstwerke und das Verfahren der Künstler gerichtet seyn. Dabey wende der junge Künstler in Absicht des Menschen und der Natur seine Aufmerksamkeit auf ihre gewöhnliche ruhige Beschaffenheit, dann auf die Veränderungen denen sie unterworfen sind, auf die Übergänge von einer derselben zur andern, und auf die Wirkungen, die dadurch in Formen und dem ganzen

Äufsern hervorgebracht werden. Er prüfe aber auch die Ursachen, aus denen eine oder die andere Form Wohlgefallen oder Mifsfallen in ihm erweckt, damit er nie aus Laune, sondern nach Gründen urtheile, und dadurch seinem Künstlergefühl Gründlichkeit gebe.

Hat der Künstler den Menschen in seiner natürlichen Lage genau gefafst, dann beobachte er denselben im Handeln, im Empfinden, um ihn darstellen, oder um auf seine Stimmung wirken zu können; eine Pflicht, die dem Architekten und dem Decorateur sowohl als andern Künstlern zukommt. Zu dem Ende suche er Umgang mit Menschen aus allen Ständen und von mancherley Charaktern, vornehmlich mit solchen Personen, die bey interessanten Geschäften äufsere Merkmahle ihrer Gefühle oder Anstrengung zeigen. Kenntnisse dieser Art sind durchaus nicht anders als durch einen ausgebreiteten Umgang zu erlangen, obgleich vieles aus der Betrachtung guter Kunstwerke erlernet werden kann.

Wenn aber der Künstler den Menschen in jeder Absicht, um ihn darzustellen oder auf ihn wirken zu können, sorgfältig beobachtet, so vergesse er nicht die leblose Natur im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen zu studieren. Hier wird er bey stillem Nachdenken überall den Satz bestätigt finden: Einheit mit Mannigfaltigkeit verbunden sey der Zauber, durch den die Natur auf uns so mächtig wirkt; sie sey das Ziel, wonach wir bey Kunstwerken streben müssen.

Doch die allgemeine und gewöhnliche Ermahnung an den Künstler, die Natur zu studieren, ist nicht allein hinreichend um ihn zu bilden. Man mufs ihm sagen, *wie* er sie studieren soll — und, vor allen Dingen, *er selbst* mufs Gefühl haben. Ehe man daher einem Anfänger Regeln giebt, wie er sich bilden mufs, ist es nöthig, ihn zu prüfen, ob er auch Anlage zum Künstler habe; denn nicht jeder, der Lust und Gefallen am Anschauen

der Kunstwerke findet, ist darum auch fähig, Künstler, oder nur guter Dilettant zu werden. Am leichtesten kann diese Prüfung unternommen werden, wenn man den Lehrling in eine ihm unbekannte interessante Gegend führt, und unbemerkt auf den Eindruck, den dieser neue Anblick auf seine Seele macht, Achtung giebt. Fühlt er sich von den Schönheiten, welche er gewahr wird, begeistert, und so durchdrungen, daſs er seine Empfindungen kaum auszudrücken vermag; unterscheidet er auf Befragen die gröſsern und schönern Partien von denen, die es minder sind; forschet er nach den Gründen dieser neuen Empfindungen: so ist dieses ein sicherer Beweis, daſs er fähig ist, in der Schule der Natur zu lernen, und ihre Sprache zu verstehen. Wer dagegen bey solchen Gegenständen kalt und gleichgültig bleibt, wird schwerlich, selbst mit aller Anstrengung, mehr als ein mechanischer und mit aller Gelehrsamkeit pedantischer Künstler oder Kunstliebhaber werden.

So strenge dieser Satz in der Anwendung auf den Architekten scheint, so bleibt er doch auch hier wahr, wenn man mit dem Namen des Architekten nicht überhaupt den an sich achtungswerthen Künstler, der nutzbare Gebäude zweckmäſsig aufführt, sondern den Mann bezeichnet, der groſse, erhabene, schöne Ideen entwirft, sie in der Wirklichkeit auszuführen, und durch äuſsere Anlage, durch innere Eintheilung und Ausschmückung, nach seiner Absicht, Bewunderung, Staunen, Ernst, Ruhe oder Heiterkeit zu erregen weiſs.

Sehr oft findet man daher, wie der verdorbene Französische, oder der so genannte antike Geschmack zeigen, daſs Architekten, die mit den Regeln der Baukunst genau bekannt waren, weder schön, noch gefällig baueten und verzierten; und oft gab, besonders in der Decoration, eine gebildete Frau oder ein junger unvollendeter, aber von der Natur mit einem glücklichen Gefühl begabter Künstler bessere Ideen an, als der gelehrteste Architekt.

Der letztere kann auch in der That leicht verleitet werden, seinen Geist an gewisse strenge Regeln zu binden, weil er mit Grunde annimmt, daſs seine Werke nicht das Spiel der Mode oder der Neigung zu Neuerungen seyn sollen, und, weil er gröſsten Theils mit groſsen Massen und Formen sich beschäftigt, die gewohnten Verhältnisse und Formen nun auch auf die innere Auszierung der Zimmer anwendet. Um so nutzbarer wird dem jungen, gefühlvollen Zögling der Baukunst das Studium der Natur seyn, damit er aus ihrer Fülle schöne und gefällige Bilder kennen lerne.

Doch ich kehre zu der Frage zurück: Wie soll der Künstler die Natur studieren? — eine Frage, die ich vollständig zu beantworten nicht unternehme, nur Winke darüber zu geben wage.

Der unermeſsliche Reichthum der Natur an interessanten Gegenständen könnte den Beobachter abschrecken, sie im Ganzen beobachten zu wollen; auch wird allerdings jedem, selbst dem fleiſsigsten Beobachter, bey weitem der gröſste Theil dieses Schatzes verborgen bleiben; und auch das, was vor uns ausgebreitet liegt, ist so reichhaltig, daſs die Gegenstände gesondert und geordnet werden müssen, wenn unser Geist sie fassen und Nutzen aus ihrem Anschauen ziehen soll.

Jeden dieser gesonderten Gegenstände betrachte nun der Künstler anfänglich als ein Ganzes, dann die einzelnen Theile, die dieses Ganze bilden, in Ansehung ihrer Verhältnisse zum Ganzen und unter sich, und dann jeden Theil besonders für sich. Er untersuche, welches Gefühl das Ganze in ihm erregt, ob Staunen, Bewunderung, Wohlgefallen u. s. w., sodann aber auch, wodurch eigentlich diese Empfindungen erweckt werden, und begründe durch die Resultate seine Begriffe vom Erhabenen, vom Schönen, vom Anmuthigen. Er setze diese Beobachtungen ununterbrochen fort, und vergleiche die neuern Bemerkungen mit den ältern;

denn nur die tägliche Übung der äufsern Sinne, verbunden mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, bildet den wahren Künstlersinn, der schnell, richtig und fein wahrnimmt, und lebhaft fühlt. Er wende diese Beobachtungen auf seine Kunst an, und überlege: ob er überhaupt und auf was für Art er die ihm immer unerreichbaren Werke der Allmacht darstellen, nachbilden, nachahmen, und dadurch erhabene, rührende, heitere Empfindungen unter seinen Brüdern erregen kann; ein Bestreben, das, so wie das Studium der Natur selbst, unfehlbar die Summe seiner eignen Freuden vermehren, und auch auf die Veredlung seines moralischen Charakters die wohlthätigste Wirkung haben mufs.

Diese Beobachtungen müssen jedoch in einer gewissen Ordnung mit Absonderung der Gegenstände verschiedener Gattungen angestellt werden, um die Ideen nicht zu verwirren.

Man wähle zum Beyspiel eine jener Gegenden, wie sie die Schweiz darbietet, wo die Natur in ihrer ganzen Macht und Gröfse, ohne Schmuck erscheint. Unabsehliche Felsenmassen, von ewigem Schnee bedeckt, die als Pfeiler unsers Erdballs das Ganze zu stützen scheinen, die, hoch über die umliegenden Länder erhaben, den unversiegbaren Schatz aufbewahren, aus dem in grofsen Strömen diesen Ländern Segen zufliefst, furchtbar tosende Wasserfälle, und selbst die sonst herrschende feierliche Stille, alles dieses wird die Seele des Künstlers mit Ehrfurcht gegen den Urheber, mit Gefühl seiner Schwäche und Abhängigkeit von dem, der diefs schuf, durchdringen. Hier wird er aber auch mit richtigen Ideen von dem wahren Erhabenen, von welchem alle spielende Verzierung entfernt bleibt, bereichert werden, und der Architekt insonderheit die heilsame Warnung vernehmen, dafs er nie die grofsen Wirkungen hervorzubringen suche, wo die Natur ihm nicht selbst die Hand darzu bietet, und er nicht das Grofse kleinlich nachahme.

Nunmehr gehe man in eine Gegend, wo hohe Berge, mit Wald, Feldern und Wiesen untermischt, nicht blofs erhabene, auch weniger grofse, aber zugleich schöne Aussichten darbieten, und zwar Bewunderung, jedoch mit dem reinen Vergnügen verbunden, erwecken, das aus dem Anblicke vollendeter Schönheiten entspringt. In solchen Gegenden wird der Künstler Partien finden, deren anmuthige Theile durch ihre glückliche Zusammenstellung ein schönes Ganzes bilden, und, wenn er diese Zusammenstellung, so wie die leicht zu übersehenden Verhältnisse der einzelnen Theile unter sich und zum Ganzen, genau beobachtet, ihm eine unerschöpfliche Quelle schöner Anlagen im grofsen Style seyn werden.

Zuletzt besuche man eine stille niedrige Gegend, wo Ebene mit mäfsigen Anhöhen, angenehmen Gehölze und Wasser abwechselnd zu leichtem Genusse einladet, und das Gemüth in eine ruhige, heitere Stimmung versetzt. Hier sind die Grundzüge in vielfachen Compositionen zu sehen, die zu der Anlage eines Landsitzes oder Gartens dienen, dessen Besitzer, entfernt vom Getümmel der Welt, sich, seiner Familie und seinen Freunden leben will. Auch ganz ebene Gartengegenden können durch die harmonische Mannigfaltigkeit der Farben in Feldern und Wiesen dem Künstler sehr lehrreich werden.

„Die unbelebte Natur spricht mit uns, sagt der vortreffliche Garve, *) aber ihre Stimme ist leise, und wir müssen sie verstärken, um sie hörbarer zu machen. Ihre Sprache ist uns Anfangs fremd, und wir müssen sie studieren, um sie zu verstehen. Zuweilen sind ihre Ausdrücke räthselhaft, und wir müssen sie auslegen. Der Mittag und der Abend, der

*) S. dessen Abhandlung: Über einige Schönheiten der Gebirgsgegenden, in W. G. Beckers Erholungen 1. B. 1798.

heiſse Sommer und der milde Herbst, die dunkeln Schatten des Waldes, die Gestade eines Flusses oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wiesen, sanft empor steigende Hügel und schroffe hohe Felsen, jede dieser verschiedenen Ansichten hat ihren eigenthümlichen Charakter, ist mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und geschickt andere Ideen zu erwecken. Aber diese Eigenthümlichkeiten müssen erwogen werden; diese Gemüthsbewegungen schleichen sich nur nach und nach, bey längerer Aufmerksamkeit in die Seele; diese Ideen entstehen nur, wenn die Thätigkeit des Geistes der Einwirkung der Gegenstände entgegen kommt. Daher kommt es, daſs dem einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend schon lange Weile macht, die den andern bey längerer Betrachtung auf das angenehmste unterhält. Bey jenem verlieren sich alle Verschiedenheiten, und er findet immer das, was er siehet, dem ähnlich, was er hundertmal gesehen. Für diesen ist der Anblick neu, und vielleicht in seiner Art nützlich, weil er sich Zeit läſst, auch das Kleine zu bemerken, und den Zusammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener sieht nichts, als gewisse Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick schmeicheln, aber Geist und Herz leer lassen. Dieser sieht Werke der Natur oder der Kunst vor sich, die ihn zugleich sinnlich ergetzen, belehren und rühren.“ Diese einzige Stelle ist hinlänglich, den Künstler zu überzeugen, wie nützlich ihm bey Beobachtung der Natur die Lectüre philosophischer Schriften über ihre Schönheit und Gröſse seyn muſs. Wer die Natur, geleitet von der Philosophie, studiert, der wird davon, auſser dem artistischen Nutzen, auch eine vortheilhafte Wirkung auf seinen Charakter wahrnehmen, indem sie ihn zu Theilnahme und Wohlwollen stimmt. Denn die Erfahrung bezeugt es, daſs Menschen, welche Sinn für die Schönheiten der Natur haben, und sich mit selbigen beschäftigen, meisten Theils gute Menschen sind.

Das wichtigste Resultat aus allen Betrachtungen der Natur ist für den Künstler unstreitig dieses: Einheit mit Mannigfaltigkeit verbunden herrscht in allen ihren grofsen Werken; diefs zieht unsern Geist unwiderstehlich an sie, und läfst ihn bey dem Nachdenken darüber nicht ermüden.

Abwechselung in den Vorstellungen und Empfindungen scheint ein natürliches Bedürfnifs des zu einiger Entwickelung der Vernunft gekommenen Menschen zu seyn. So angenehm auch gewisse Dinge sind, so wird man doch durch anhaltenden oder zu oft wiederholten Genufs gleichgültig dagegen. Nur öftere Abwechselung, nur Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche die Seele beschäftigen, erhält das Wohlgefallen, das man an ihnen findet. Der Grund dieses Hanges liegt in der innern Thätigkeit des Geistes, zeiget sich aber nur dann, wenn diese durch äufsere Umstände nicht unterdrückt wird, oder wenn er gar schläft, wie bey einigen Amerikanern, von denen Condamine erzählt, dafs sie so stupid sind, dafs sie nicht über drey zählen, einen ganzen Tag gedankenlos sitzen und auf ihren Pfeifen denselben Ton tausendmal wiederholen können, ohne Langeweile zu fühlen.

Da die Werke der bildenden Künste ihrer Absicht nach dem denkenden Menschen angenehme Unterhaltung gewähren sollen, so ergiebt sich schon hieraus, dafs Mannigfaltigkeit in jedem derselben anzutreffen seyn mufs. Allein diese darf nicht blofs in einer Anhäufung vieler Gegenstände bestehen, sondern die zusammen gestellten verschiedenen Theile müssen ein Ganzes bilden. Eine Sammlung einzelner, unter sich gar nicht zusammenhängender Gegenstände, deren jeder an sich schön und anziehend wäre, würde zwar ein Werk von grofser Mannigfaltigkeit seyn, einen geschmackvollen Mann jedoch nur zerstreuen, nicht unterhalten. Nur da, wo alle diese Gegenstände durch die Nothwendigkeit verbunden scheinen, wo der Faden

durchschimmert, der sie verbindet, nur da wirken sie, als vereinte Kräfte, auf Einen Zweck, und erwecken unfehlbar und unwiderstehlich das Gefühl, das der Künstler beabsichtigte. Um ein solches Ganzes zu bilden, schöpft der Künstler, besonders da wo er bloſs erfindet, aus dem groſsen Schatze, den die Natur ihm darbietet.

Allein dieses Bilden eines Ideals, zu welchem die Züge von einer groſsen Menge einzelner Gegenstände entlehnt sind, es sey nun das Ideal einer schönen oder interessanten Form, einer Landschaft, eines Charakters, erfordert strenge Prüfung, damit alles zu einem Ganzen zusammen stimme, nicht irgend ein Zug mit dem andern in Widerspruch stehe, oder dessen Wirkung schwäche.

Bey einer solchen gegründeten Auswahl der einzelnen Theile werden diese, wenn sie auch nicht in groſser Menge angehäuft sind, doch unfehlbar durch ihre Zusammenstellung den Beobachter anziehen, und dem Ganzen die Achtung des Kenners, der durch wenige Züge einen groſsen Effekt hervorgebracht siehet, erwerben.

Diese Einheit setzt bey der Anlage eines Gebäudes noch besonders voraus, daſs jeder einzelne Theil wirklich nothwendig sey, oder doch es zu seyn scheine; eine Pflicht, die nicht ganz leicht zu erfüllen ist, und sehr oft vernachlässiget wird, so sehr auch das Beyspiel der Natur selbst sie bestätigt, die in ihren Werken nie die geringste Zierde anbringt, die nicht zum Wesen des Ganzen gehörte.

Der Architekt und Decorateur prüfe daher in jedem Werke, ob er ein Ganzes, und eben das Ganze, entworfen habe, das man erwartet.

Oft vernachlässiget man sich hierin, weil man glaubt, daſs ein Land- oder Gartenhaus, ein Pavillon, nicht von der Bedeutung sey, um viel Aufmerksamkeit zu verdienen; allein dergleichen kleine Gebäude, wenn

sie auch weniger Kosten und Zeitaufwand als ein Pallast erfordern, können und sollen Bequemlichkeit und Freude gewähren; beydes wird aber durch solche Nachlässigkeiten gestört, so wie der Künstler selbst dadurch in seiner Kunst zurück geht. *)

Aufser den wahren Begriffen vom Erhabenen und vom Schönen, die der Künstler sich durch das Studium der Natur erwerben kann, bleibt ihm, und besonders dem, der für gesellige und heitere Freude arbeitet, noch übrig, sich Anmuth und Grazie bekannt und eigen zu machen.

Eine Form, eine Figur kann in ihren Verhältnissen richtig gebildet, die Übereinstimmung dieser Verhältnisse kann in die Augen leuchtend, das Ganze kann schön seyn; und doch kann dieser Form Anmuth oder Grazie mangeln.

Worin sie bestehe, ist nicht leicht zu bestimmen. Auch drückt das Deutsche Wort, Anmuth, den Sinn des fremden Wortes, Grazie, nicht ganz aus, und jenes scheint sowohl in Absicht auf Farben als auf Formen, dieses mehr bey Formen und Bewegungen anwendbar und gebräuchlich zu seyn.

Weit entfernt eine bestimmte Beschreibung dessen, was man Grazie nennt, geben zu wollen, wage ich hier nur einige Gedanken darüber vorzutragen, die von solchen Gegenständen genommen sind, denen man diesen Vorzug allgemein zugesteht, die aber nur aus der Hand der Natur hervor gehen, oder doch keinen Anspruch auf Kunst wahrnehmen lassen.

*) Unter Nachlässigkeiten in Zimmer-Verzierungen kann man auch diese rechnen, dafs man so oft Blumen angebracht sieht, die in der Natur nicht existiren. Der Architekt und der Mahler bekennen hier, dafs sie die Natur nicht fleifsig studiert haben, obgleich jetzt die trefflichsten colorirten botanischen Werke in den Händen des Publikums sind, die dabey gebraucht werden können; z. B. das botanische Magazin, der geöffnete Blumengarten, ingleichen Knorrs und Jacquins Schriften.

Schönheit und Grazie stimmen darin überein, daſs beyde unsern Beyfall erlangen, beyde ein angenehmes Gefühl in uns erregen. Auch sind sie oft in Einem Gegenstande vereiniget. Und doch sind es zwey unterschiedene Eigenschaften, die jede für sich allein gefunden werden kann. Oft wird einem unstreitig schönen Frauenzimmer alle Grazie abgesprochen, und dagegen eine andere, keineswegs regelmäſsig schöne Person ihrer Grazie wegen allgemein gepriesen.

Grazie kann ferner nicht bloſs in Bewegungen herrschen; denn nach dem allgemeinen, von Künstlern selbst angenommenen Sprachgebrauche findet auch in ruhigen Stellungen Grazie Statt.

Sollte sie wohl in sichtbar sorgloser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Bewegungen, in der Entfernung aller heftigen Anstrengung, und, bey ruhigen Stellungen, in dem durch weiche Abrundung merkbaren sanften Übergange aus der Bewegung in die Ruhe bestehen?

Diese Eigenschaften sind von regelmäſsiger hoher Schönheit ganz unabhängig, obwohl diese durch die erstern zur Vollkommenheit erhoben wird; sie müssen nothwendig Wohlgefallen in uns erwecken, da sie den dunkeln Begriff eines vollkommen zweckmäſsig gebauten, und ohne Mühe wirkenden Körpers anschaulich darstellen; sie sind also in dem gewöhnlich angenommenen Begriffe von Grazie enthalten.

Schon die Alten fanden Gefallen daran, nicht nur Spiele, sondern auch Beschäftigungen der Erwachsenen, durch Kinder darzustellen, und diese Bilder bey der Verzierung ihrer Zimmer zu brauchen. Man siehet dieses an den entdeckten Ruinen von Herkulanum; und ohne Zweifel gab die Schönheit der Formen kindlicher Bildung den Dichtern die Veranlassung,

sich den Gott der Liebe als einen wohl gebildeten Knaben, und die Göttin der Grazien und der Anmuth im jugendlichen Alter zu denken.

Grazie wird ohne Vergleich öfter bey dem schönen Geschlecht, und dann bey Kindern gefunden und genannt; sie wird seltner als Schönheit, und fast immer nur aus innrer Überzeugung — man möchte sagen, Überraschung — zugestanden.

Man frage sich selbst, in welchen Augenblicken empfanden wir das Graziöse an einer Person? War es nicht dann, wenn sie unbefangen, ohne Anspruch auf Beyfall, in der Fülle froher oder liebevoller Empfindungen einher ging, auf einen geliebten Gegenstand zueilte, im Tanze dahin schwebte, oder sich im geselligen Zirkel befand, wenn ihre Bewegungen leicht und sorglos, ohne Vernachlässigung, nicht die geringste Anstrengung verriethen? — Um sich davon noch mehr zu überzeugen, denke man sich neben dieser unbefangenen Person die schönste Figur, die aber sichtbar zu gefallen strebt, jede Stellung studiert, und die Anstrengung, die jede Bewegung ihr kostet, nicht verbergen kann, und auf welcher von beyden Personen wird das Auge mit innigem Wohlgefallen verweilen? welcher werden wir den Preis der Grazie zusprechen?

Eben so deutlich zeugt sich dieses an Kindern. Auf welchen verweilet unser Blick gern? Gewiſs nur auf denen, die ganz sorglos mit Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, ohne Anspruch auf Beyfall und ohne Anspannung jede Bewegung verrichten. Wie miſsfällig ist dagegen der Anblick eines vielleicht wohl gebildeten Kindes, das in einer gezwungenen Stellung einher tritt, oder mit sichtbarer Anstrengung aller Kräfte läuft oder zu springen sich zwingt! Das Sorglose, das im Charakter der Kinder liegt, und die Geschmeidigkeit, die ihrem Körper eigen ist, geben ihnen hierin einen Vorzug vor erwachsenen Personen, so wie das schöne Geschlecht dem

Manne weit vorgeht, der gemeiniglich bey schwerern Arbeiten minder geschmeidig ist, und daher in Stellung und Bewegung Zwang und Anstrengung verräth.

Die Geschmeidigkeit bewirkt den leichten Übergang von einer Stellung zur andern, die in der sanftern Abrundung der Formen sich zeigt. Dieses ist besonders an den Statuen der Alten, wo ruhende Natur dargestellt wird, z. B. in der Mediceischen Venus, der Hebe, dem Antinous, meisterhaft ausgedrückt, und das Auge siehet gleichsam noch die letzte leise Bewegung und das unmerkliche Hingeben in die Ruhe.

Wie ganz anders wirkt Leidenschaft oder Anstrengung auf den Körper! Alle Muskeln sind angespannt, die Biegungen sind nicht wellenförmig, sendern scharfeckig, kein leichter Übergang von einer Stellung zur andern. Und wie verschieden wirkt dieser Anblick auf uns! Man kann sich nicht verbergen, daſs, wenn uns auch hier die wahre Darstellung freut, wenn auch das kräftige Streben, der Muth eines Fechters, die Bemühungen eines Laokoon und seiner Söhne, sich von dem Ungeheuer los zu arbeiten, uns interessiert — dieses doch eine ganz verschiedene Empfindung von dem heitern Wohlgefallen ist, mit dem wir jene graziösen Vorstellungen betrachten. Die Schönheit wird durch Leidenschaft und Anstrengung verdunkelt, einzelne Züge werden verwischt und verunstaltet, das vorher vollkommen übereinstimmende Ganze ist zerstört, und das schönste Weib, das liebenswürdigste Kind verlieren in dem Augenblicke, wo sie sich leidenschaftlichem Zorne oder einem heftigen Ausbruche von Schmerz und Thränen überlassen, das, was wir zuvor als Schönheit bewunderten, als Grazie liebten.

Bey allen diesen Beobachtungen, hoffe ich, wird die von mir gewagte Erklärung der Grazie sich dadurch rechtfertigen, daſs das innige aber heitere

Wohlgefallen, das wir bey der Betrachtung allgemein als graziös anerkannter Gegenstände empfanden, nur dann in uns entstand, wenn wir sorglose, von aller Anstrengung freye Leichtigkeit in den Bewegungen, oder in dem sanften Übergang aus der Bewegung in die Ruhe wahrnahmen.

Der Künstler kann daher in seinen Arbeiten sich selbst schaden, und die Grazie in der Form verfehlen, wenn er den Muskelbau zu scharf und nicht weich gerundet angiebt; ein Versehen, in das sogar Michael Angelo zuweilen verfallen ist, um nur seine anatomischen Kenntnisse zu zeigen.

Die angenehme Sorglosigkeit, die zur Grazie erfordert wird, ist aber eben so sehr von aller Vernachlässigung, als von Affectation und Anstrengung entfernt. Denn Vernachlässigung giebt der Stellung und der Bewegung einen Anstrich von Kraftlosigkeit, die sich mit Leichtigkeit nicht vereinigen läſst, vielmehr derselben widerspricht.

Nach diesen Voraussetzungen ist nicht in allen Werken der bildenden Kunst Grazie anzubringen. Ein Werk, das Festigkeit und Dauer, auf groſse Massen gegründet, versprechen soll, kann zwar schön, nie aber graziös angelegt werden.

Aus diesem Grunde scheint das Studium der Grazie dem Architekten wenig nothwendig zu seyn. Allein es giebt nicht nur Verzierungen, als Vasen, Arabesken und dergleichen, sondern auch sonst manche Anlagen und Verhältnisse in Säulenstellungen, in der Wölbung eines Bogens und dergleichen, die sich dem Graziösen sehr nähern, weil z. B. das Tragen einer Kuppel, die Verbindung zweyer Ufer durch den schönen Bogen einer Brücke, mit so sichtbarer Leichtigkeit ausgeführt ist, daſs der Blick mit Wohlgefallen dabey verweilet.

Hauptsächlich aber hat der Architekt nöthig, sich mit dem Eigenthümlichen der Grazie bekannt zu machen und einen Vorrath von graziösen

Bildern zu sammeln, um bey der innern Zimmer-Verzierung alle Affectation zu vermeiden, und, ohne durch zusammen gehäufte Decorationen auf Beyfall lauten Anspruch zu machen, dennoch vermittelst einer glücklichen Wahl gefälliger Formen und harmonirender Farben in jedem Zimmer die Stimmung zu erwecken und so viel möglich zu unterhalten, die der Bestimmung desselben angemessen ist.

Natur und Kunst, obgleich jene in ungleich reicherm Maſse, öffnen dem Decorateur ihre Schätze, um sie zu benutzen.

Der junge schlanke Baum, der geschmeidig vor dem Winde sich biegt und mit Leichtigkeit wieder empor hebt; — die hier ernsthaften, dort ruhigen und stillen, hier heitern Partien der Landschaft, die sorglosen Bewegungen und Stellungen ihrer fröhlichen Bewohner, alles zeigt dem Künstler gefällige Formen, angenehme Farbenmischungen, und Ideen, durch deren glückliche Anwendung er die dort erweckten Gefühle in unsre Wohnungen übertragen kann.

Aber eben so kann in dem Gebiete der Kunst selbst der Künstler Grazie studieren, und zwar theils in den Werken der Mahlerey und Sculptur, theils im Theater. Auf dem letztern können die Abstufungen zwischen Schönheit, Grazie, Affectation und Vernachlässigung am leichtesten beobachtet werden, und man wird sich von dem geschickten Tänzer um so mehr angezogen fühlen, je weniger er in seinen Bewegungen Anstrengung blicken läſst, je ungezwungener und weicher seine Biegungen in einander verschmelzen. Der starke Tänzer, der mit seltner, aber sichtbarer Kraft sich erhebt, und in den abgemessensten Verhältnissen kunstvolle Bewegungen ausführt, wird uns Bewunderung abzwingen; aber die leicht und sorglos daher schwebende Tänzerin wird jenen Eindruck verdunkeln, an ihrer Grazie wird unser Blick mit Entzücken haften.

Man verzeihe mir hier eine kleine Abschweifung, die vielleicht sehr unerwartet ist, sich aber auf das Studium der Geschmeidigkeit der Bewegungen und der damit contrastirenden Stellungen des menschlichen Körpers beziehet.

Unter die vielen Gegenstände, die man in neuern Zeiten wegzuräsonniren gesucht hat, gehöret auch die Italiänische Komödie, bey welcher bekannter Maſsen bestimmte Charakter-Rollen angenommen sind.

Ohne mich über den Werth dieses Schauspiels mit den Gegnern desselben in Streit einzulassen, sehe ich jetzt bloſs auf den mimischen Theil und Werth dieser Rollen, ob ich gleich frey gestehe, daſs meiner Meinung nach auch der philosophische Kopf zuweilen mit Interesse und Lust die Gallerie von lächerlichen und drolligen Charakteren betrachten kann, aus denen dieses Schauspiel besteht.

Bey einer Nation, welche ein so vorzügliches Talent zu mimischer Darstellung hat, als die Italiänische, kann es nicht fehlen, daſs Geberden- und Mienenspiel fast eben so sehr als die Rede den Charakter der Rolle deutlich ausdrücke; und die Italiänische Komödie hat daher für den Zuschauer, wenn man auch dem Inhalte der Stücke nicht allemal Beyfall geben kann, immer den Werth einer guten Pantomime, die komische Charaktere lebhaft darstellt, und durch die kleine Anstrengung, die mit der Aufmerksamkeit auf diese nicht alltägliche Sprache verbunden ist, unterhaltend, und durch den ausgedruckten Sinn erheiternd wird.

Da die Wirkung dieser Komödie bloſs auf Erregung des Gelächters berechnet ist, so theilte man die Rollen in diejenigen Charaktere, die dazu am geschicktesten sind; und durch die feste Bestimmung dieser Charaktere erleichterte man dem Acteur das Spiel und dem Zuschauer die Verständlichkeit dessen, was oft mehr zu seinen Augen als zu seinem Gehör gesprochen wurde. Arlekin ist der drollige, aber feine und geschmeidige Bediente, mit dem der

steife und ungeschickte Pantalon, als alter Geck, contrastirt; Scapin und Crispin geben den verschmitzten Gauner, der Dottore den Pedanten, Donna Rosaura die pretiöse Dame, und Colombine das natürliche, bewegliche Mädchen, so wie Pierrot den ungeschickten Pinsel.

Man sieht, wie viel in dieser Komödie für den Künstler in Ansehung gefälliger oder niedriger, geschmeidiger oder steifer Bewegungen, wahrer Grazie und ihres Gegentheils, zu lernen ist.

Das erste Erfordernifs eines guten Arlekins ist Geschmeidigkeit und Leichtigkeit; sein Witz, der oft nur durch Geberdenspiel spricht, würde sonst in das Schwerfällige des Pierrots fallen.

Man kennt den berühmten Französischen Arlekin Carlin. Dieser in seiner Art grofse Schauspieler hatte, um die zu seiner Rolle nothwendige Geschmeidigkeit zu studieren, immer junge Katzen, deren Biegsamkeit und drollige Bewegungen er beobachtete. Dieser Zug beweiset, dafs selbst ein schon vollkommner Schauspieler es immer noch für nützlich hielt, die belebte Natur zu beobachten, ob er sich gleich auf einen kleinen Theil, der auf sein Fach Beziehung hatte, einschränkte.

Doch ich kehre zu meinem Hauptsatze zurück: Der Künstler studiere in der Natur, im Menschen, in seinen Handlungen und Darstellungen, in den Werken der Kunst, das Grofse, das Schöne, das Graziöse, — er lerne Einheit mit Mannigfaltigkeit verbinden, — er sammle sich einen Vorrath erhabener, schöner, gefälliger Bilder, die ihm bey der Erfindung eines planmäfsig geordneten Ganzen als sein Eigenthum vorschweben, — er lerne und befolge das erste Gesetz der Natur, nichts zweckloses in seine Arbeiten aufzunehmen — und sicher wird er die Verirrungen, die in dem so genannten antiken Geschmacke sichtbar sind, vermeiden, und das räsonnirte Lob des Kenners und den unwillkührlichen Beyfall des ohne gelehrte Bildung richtig fühlenden Publikums erhalten.

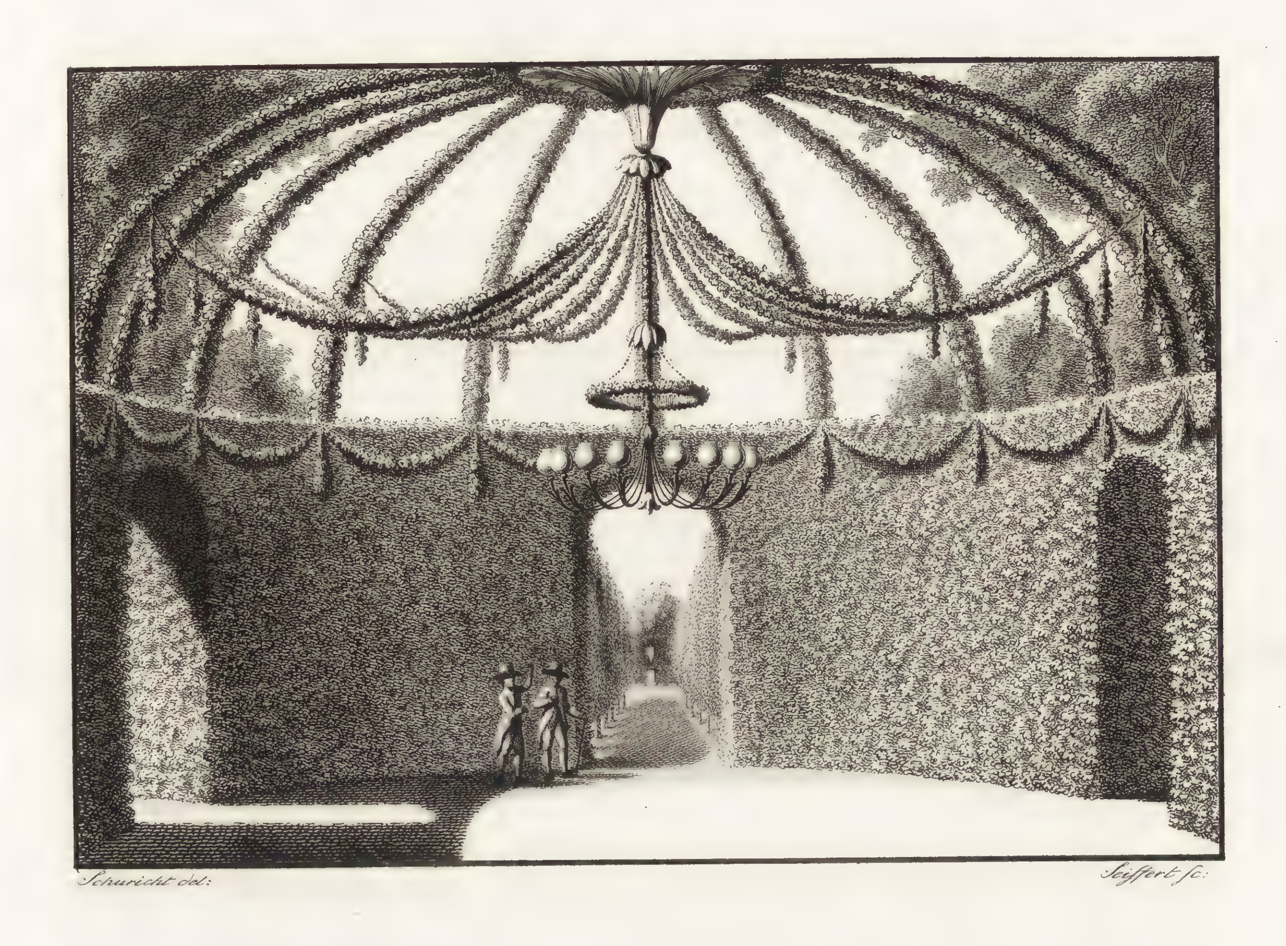
Das erste beyliegende Blatt zeigt einen in dem nur erwähnten Geschmack verzierten Saal, und man sieht in der Ferne ein in demselben Geschmack angelegtes Gartenhaus.

Auf dem zweyten Blatte sieht man die Vorderseite eines Pfeilertisches, einen Spiegelrahmen und einen Stuhl aus dieser Periode.

Das Gebäude und die übrigen Decorationen sind nach den Werken des de la Fosse und des Neufforge.







Schuricht del: *Seiffert sc:*

Jüdischer oder Ebräischer Geschmack.

Wenn wir uns bemühen, aus der Geschichte der Kunst und des Geschmacks bey den Griechen, Römern, Ägyptern, Persern und andern Völkern des Alterthums Kenntnisse zu schöpfen, die wir noch jetzt auf Architektur und innere Verzierungskünste anwenden können: so haben wir den Vortheil, einzelne Überreste und Bruchstücke von den Unternehmungen jener Nationen zu besitzen, woran wir unsern Scharfsinn üben, und woraus wir Resultate ziehen können, welche für die Bildung unsers Geschmacks von guten Folgen seyn müssen.

Weit anders verhält es sich, wenn wir auf eines der ältesten Völker des uns bekannten Erdbodens, auf das Jüdische Volk, unsere Aufmerksamkeit richten. Von ihren Kunstwerken, und was man sonst zu den bildenden Künsten rechnet, finden wir keine Überreste und sinnliche Darstellungen mehr, sondern bloſs schriftliche, im Ganzen sehr unvollständige Überlieferungen, Räthsel für unsern Scharfsinn, ungemessenen Spielraum für unsere Einbildungskraft.

Die Stammsagen dieses Volks führen uns zu einem Nomaden- und Hirtenleben, wo für unser Studium sehr geringe Ausbeute zu hoffen seyn würde. Ihre Wohnungen zu diesen Zeiten waren Zelte oder Hütten; ihre Künste waren nur die mechanischen, in einzelnen fortgepflanzten Handgriffen bestehend, nur zur Verminderung dringender Noth, nicht zur Vermehrung der Bequemlichkeit und des Vergnügens erfunden.

Zu ihren gottesdienstlichen Handlungen bedurften sie keiner Tempel, noch Statuen, noch Bilder. Ihr Tempel war der groſse Tempel der Natur, in welchem sich der allmächtige und allgütige Schöpfer so herrlich offenbaret. Der Älteste einer Familie war zugleich das Oberhaupt und der Priester derselben. Er führte die Seinen, wie Abraham, unter einen grünen Baum, der seine zum Schattendach gewölbten Äste weit ausbreitete, oder in einen dunkeln Hain, und belehrte sie da über Gott und ihr Verhältniſs zu ihm. Er errichtete eine Erhöhung von Rasen oder von Feldsteinen, und brachte darauf dem Herrn ein Dankopfer. Er war der Gesetzgeber seiner Familie, und ging ihr in Befolgung dieser Gesetze mit seinem Beyspiele vor. Ihre Vergnügungen waren höchst einfach, und beschränkten sich auf den ungekünstelten Genuſs der Güter der Natur, auf frohe Gesänge, in welchen die denkwürdigsten Dinge der Vorzeit, die auf sie Bezug hatten, erzählt wurden, und auf natürliche Tänze, die mit einem nur wenig besaiteten Instrumente

und mit einer Flöte aus Rohr beflügelt wurden. Ihre Herden waren ihr Reichthum.

Zu einer solchen Lebensart braucht man keine Werke der Kunst, keine Meisterstücke des Mahlers, des Bildhauers und Architekten.

Aber auch so gewährt ein schneller Überblick des Ursprungs und Fortgangs dieser Künste bey den Ebräern eine angenehme Belehrung. Ihre Archäologie, so wie wir sie aus den heiligen Urkunden kennen, ist die Bildungs- und Entwickelungs-Geschichte der jungen Menschheit überhaupt. — Der erste Aufenthalt der Menschen war in Höhlen. Denn, was schon von Kain gesagt wird, er habe eine Stadt gebauet, worunter man wenigstens eine Anzahl Häuser von Lehm versteht, ist ein Irrthum der Übersetzer der Bibel.

Die Patriarchen und ihre Nachkommen waren Beduinen, herumziehende Hirten. Da sie in jenen Ebenen zwischen dem Euphrat und Tigris nicht überall Höhlen und Grotten antrafen, fingen sie an Zelte zu machen. Jobal war nach dem Zeugnisse Mosis der erste, der diese beweglichen Höhlen über der Erde erfand.

Abraham und die meisten seiner Nachkommen waren Zeltbewohner. Wir stellen uns gewöhnlich die Zelte der Alten in der Form vor, wie die heutigen Zelte der Soldaten im Felde, und so bildet sie auch Scheuchzer in seiner *Physica Sacra*, und selbst Walton in seinem *Apparatu biblico* ab. Aber so waren sie ohne Zweifel nicht beschaffen. Sie waren oben platt oder plattrund, ruheten auf Stangen, welche in der Erde befestiget waren, und waren mehr niedrig als hoch. Das Dach bestand aus Thierhäuten, oder aus Tuch, oder aus beiden. Das Tuch, welches wir hier beyläufig bemerken wollen, wurde vorzüglich aus Kameel- und Ziegenhaaren gemacht. Gewöhnlich hatte jedes Zelt der gemeinen Leute drey Abtheilungen, wie noch jetzt die Zelte der Araber, welche durch Thierhäute von einander abgesondert waren. In der ersten befand sich das Vieh, in der andern die Kinder,

in der dritten die erwachsenen Bewohner. Der hinterste Theil hieſs Kübbatz, woraus unsere Benennung Alkoven entstanden ist. Bey den Vornehmern hatte jedes sein besonderes Zelt.

Die Auszierung des Zeltes war einfach. Um sich nicht auf die bloſse Erde setzen oder legen zu dürfen, belegte man den Boden mit Lederstücken oder Strohmatten, und bey den Reichen mit Teppichen. Diese Meublen vertraten auch die Stelle des Tisches, der Stühle und der Betten.

Ein anderer Theil der Nachkommen Abrahams, welcher besonders den Ackerbau trieb, bauete sich Hütten; ein Zeichen fortschreitender Kultur. Man machte sie von Baumzweigen, Rohr, Stroh, Stücken Lehm und Steinen. Alle diese Materialien wurden roh zusammen gesetzt. Ihre Form war verschieden; jeder bauete nach der Beschaffenheit der vorhandenen Materialien und nach seinen Umständen. Die noch üblichen Hütten der Araber haben ohne Zweifel die meiste Ähnlichkeit mit den Ebräischen. Sie sind länglich, oben flach, abhängig, und dazu meistentheils mit grobem Tuch überzogen, oder mit Zweigen bedeckt, auf welchen Erde aufgeschüttet ist. Aus mehrern nachbarlich erbaueten Hütten bildeten sich Dörfer. Diese Hütten konnten leicht abgerissen, und ihre vornehmsten Bestandtheile, die Pfähle und das Tuch oder die Decke, leicht mitgenommen werden. Solche Hüttendörfer heiſsen in der Schrift Tiroth. Sie machen aber auch den Übergang zu den Häusern, woraus Städte entstanden. Doch kommen diese in der patriarchalischen Periode der Ebräer nicht vor, obgleich nicht zu läugnen ist, daſs bey andern Völkern schon Städte erbauet waren, z. B. Babel, Ninive, Sodom, u. s. w.

Der lange Aufenthalt der Israeliten in Ägypten, in einem Lande, wo Wissenschaften und Künste schon ziemliche Fortschritte gethan hatten, hatte sie auch unvermerkt in ihren Kenntnissen weiter gebracht, und Moses, der am Hofe des Königs in aller Weisheit und Wissenschaft der Ägypter

erzogen worden war, bildete sich eben dadurch zum Gesetzgeber und Heerführer der Israeliten. Die Ägypter, die sie zu Werkmeistern und Handlangern bey ihren grofsen Gebäuden brauchten, schufen sie aus Hirten in ein Gewerbe treibendes, kunsterfahrnes Dienstvolk um.

Mit ihrem Auszuge aus Ägypten beginnt daher eine neue Periode ihres Geschmacks, die man bis auf die Zerstörung ihres nachmaligen Tempels, den Salomo erbauet hatte, ausdehnen kann.

Während ihrer langen Reise durch die Arabische Wüste wohnten sie in Zelten, und wo sie länger verweilten, in Hütten. Daher wurde auch in der Folge das Lauberhüttenfest zum Andenken dieser Lebensart in der Wüste angeordnet.

Aus eben diesem Grunde wurde auch die Wohnung Jehovahs als ein Zelt gebauet. Diefs Zelt, gewöhnlich die Stiftshütte genannt, verdient, als das vorzüglichste Denkmahl ihrer Kunst in jener Periode, unsre besondere Aufmerksamkeit. Es bestand aus dem eigentlichen Zelt und dem Vorhofe. Das erstere war 30 Ellen lang, 20 Ellen breit und 10 Ellen hoch. Diefs Oblongum war in zwey Theile getheilt, wovon der hintere Theil 10 Ellen im Quadrat hielt, und das Allerheiligste genannt wurde, der vordere 20 Ellen in der Breite, und das Heilige hiefs. Die Wände bestanden aus Bretern von Acacienholz, die mit zwey silbernen Untersätzen und zwey Zapfen kunstreich zusammen gefügt waren. Bedenkt man, dafs die so zusammen gesetzte Hütte von Leviten getragen werden mufste, so wird man die Angabe des Josephus, der jedem Bret die Dicke von vier Zollen giebt, noch immer sehr beträchtlich finden. Wer ihnen die Dicke von 4 Ellen zuschreibt, dürfte wohl wahrscheinlichen Widerspruch in Ansehung des zu schweren Transports finden. Um sie fortzutragen, war alles mit Klammern verbunden, und durch die Breter selbst gingen runde Öffnungen, durch welche Stangen zum Tragen gesteckt wurden. Da aber jedem Brete auch

noch besonders fünf Ringe zugetheilt werden, so ist es wahrscheinlich, daſs diese auch einzeln getragen werden konnten. Die Breter waren mit Golde, die Ringe und Stangen mit Silber überzogen.

Vier Teppiche machten die Decke dieses Gezeltes aus. Der erste lag unmittelbar auf dem Zelte, und hatte künstlich eingewirkte Cherubim. Der andere war von ziegenhärnem Tuch. Der dritte war von Saffian, und der vierte von Thachasch.

Die Leser bleiben billig mit der weitläuftigen Beschreibung dieses gottesdienstlichen Zeltes, wie sie Moses giebt, verschont. So viel ist deutlich, daſs man durch die verschiedenfarbigen Teppiche, die als Decken und Vorhänge so hinter einander gehangen wurden, daſs einer unter dem andern hervor ging, eine angenehme Farbenmischung hervorzubringen wuſste, und also schon in so frühen Zeiten über die schickliche Nebeneinanderstellung der Farben nachgedacht hatte. Nur einige allgemeine Bemerkungen finden vielleicht hier noch eine schickliche Stelle.

1. Über das Holz zu den Bretern haben die Ausleger nicht einig werden können. Celsius in seinem Hierobotanico, (I, 498) und nach ihm Faber in seiner Archäologie der Ebräer, haben es auſser Zweifel gesetzt, daſs es der Acacienbaum gewesen sey, (*Acacia vera foliis scorpioides, leguminosa, Lin.*) dessen Holz äuſserst leicht, und daher zu einem solchen Gebäude, das von den Leviten getragen werden muſste, sehr bequem ist. Auch ist der Acacienbaum der gemeinste in der Arabischen Wüste.

2. Zu den 48 Bretern wurden 96 silberne Füſse mit 96 Zapfen erfordert, und zu jedem Fuſse oder Untersatze 1 Centner oder Talent. Rechnet man das Talent Silber auf 1500 Thaler, so machen 96 Talente 144,000 Thaler. Hierzu kommt, daſs die Breter mit Gold überzogen und die Ringe von Gold seyn sollten, deſsgleichen, daſs die Geräthe im heiligen Zelte überall mit Gold überzogen, und der Deckel der Bundeslade von Gold war. Das so

verwendete Gold wird zu 29 Centnern oder Talenten und 130 Seckeln, das Silber zu 100 Talenten und 1775 Seckeln berechnet.

Nach den bisherigen Rechnungen betrug die Summe dieses Goldes und Silbers 1,162,452 Reichsthaler. Nimmt man aber das Syrische Talent an, wie Faber in seiner Archäologie gründlich erweiset, so möchte die ganze Summe 286,678 Thaler ausmachen. Schon diese Summe ist groſs genug für ein so armes, dienstbares Volk, und man kann die Quellen zu diesen groſsen Anlagen wohl nicht sicher bestimmen.

3. Die Teppichweberey erscheint schon hier in einer Vollkommenheit, die spätere Zeiten kaum zu übertreffen vermochten. Der erste Teppich war nicht von Baumwolle oder Byssus, sondern von linnenen Fäden gewirkt. Der vierte Teppich war von Fellen eines Thieres, das im Ebräischen Thachasch heiſst, und, wie Faber hinlänglich bewiesen hat, nichts anders als unser Seehund (*Phoca*, *Lin.*) gewesen ist. Da aus ihm die äuſserste, aller Witterung preis gegebene Decke bestand, so waren Seehundsfelle dazu, wie jeder begreift, am geschicktesten.

4. Die Handwerke und Künste waren damals bey den Ebräern, so wie später noch bey den Griechen und Römern, keine bestimmte Beschäftigung, die eine Klasse von Menschen besonders betrieb; sondern ein jeder verrichtete, wozu er Geschicklichkeit hatte, oder bediente sich der Sklaven zu dieser Arbeit. Zimmermanns- und Tischlerarbeiten kommen schon sehr früh vor. Bey der Stiftshütte werden diese und noch andere Künste den Bezaleel und Oholiab vorzüglich zugeschrieben; und dennoch bediente sich Salomo bey seinem Tempelbau der Tyrischen Zimmerleute und Mauerer, die er sich von Hiram ausbitten muſste. Die Kunst, Steine zu schneiden und zu fassen, und die Stickerey war damals auch nicht mehr unbekannt. In die erste Decke über dem Gezelte Jehovahs waren Cherubim gewirkt, und in dem Vorhange vor dem Eingange im Vorhof deſsgleichen. Bey der Benen-

nung Cherubim merken wir beyläufig an, dafs sie nicht die Gestalt der Engel hatten, wie sie oft abgebildet werden. Diefs wä en Menschen ähnliche Gestalten gewesen, dergleichen den Ebräern zu bilden verboten war. Cherubim waren Bilder der Dichtung und uralte Symbole der Weisheit und Stärke. Michaelis macht sie zu Donnerpferden, die den Donnerwagen Gottes ziehen. Diese seltsame Meinung hat Herder im Geiste der Ebräischen Poesie hinlänglich widerlegt. Von ihrer Kenntnifs in der Glyptik oder Steinschneidekunst zeuget der prächtige Brustschmuck des Hohenpriesters mit zwölf geschnittenen Steinen; ohne Zweifel ein Werk des Bezaleels. Auf jeden Stein war der Name eines Jüdischen Stammes gravirt. Von der Plastik zeugen die blumenförmigen Zierathen am goldenen Leuchter, und weiter hin die Zierathen an den Wänden des Salomonischen Tempels.

Mit der Besitznehmung von Palästina wurden die Ebräer Bewohner fester Städte und geräumiger, aus Stein erbaueter Häuser. Holz ist in jenen Gegenden äufserst selten; Steine hat man in Überflufs, und sie waren daher das gewöhnlichste Baumaterial. Daher kommen auch die so häufigen Gesetze vom Aussatze der Häuser oder vom Salpeterfrafs. Asfalt, Judenpech oder verdicktes Bergöhl, diente anstatt des Kalches, die Steine zu verbinden. Man fand es in vorzüglicher Güte am todten Meere und im Thale Siddim.

Von den Gebäuden, welche die reich und mächtig gewordenen Ebräer aufführten, war keines wegen seiner Pracht im Alterthum berühmter, als der Tempel Salomons. Auf ihn müssen wir also vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten. Schon durch das, was wir beym frühesten Unterrichte hören, sind wir gewohnt, den Tempel Salomons als ein vorzügliches Werk der ältesten Baukunst zu bewundern. Verschiedene Schriftsteller haben uns davon Nachricht, auch wohl Grundrisse und bildliche Darstellungen gegeben; *) aber sie

---

*) *Vilalpandus*, *Lightfoot*, *Capellus*, *Coccejus*, *Goldmann*, *Sturm*, *Lund*.

beruhen mehrentheils blofs auf willkührlichen Annahmen. Hier kann nur das hauptsächlichste berührt werden.

Bey aller Pracht und Verschwendung, womit dieser Tempel errichtet und ausgestattet wurde, läfst sich doch kaum glauben, dafs architektonische Schönheit nach unsern Begriffen daran zu finden gewesen sey. Wo hätte man die Muster dazu hernehmen sollen, da man überdiefs alles nach vorgeschriebenen Formen und Mafsen, ohne Hinsicht auf irgend ein fremdes Ideal, erbauete?

Der Umrifs, die Hauptform zu diesem Tempel, war schon durch die frühere Orakelhütte gegeben. Es sollte alles nur dauerhafter und in gröfsern Dimensionen, prächtiger und geräumiger werden. Das vom Libanon zu holende Bauholz gab ihm eben das unterscheidende Merkmahl vor den wohlfeilern steinernen Gebäuden und Burgen, die schon David erbauet hatte. Salomo trat mit dem König Hiram von Tyrus in Bündnifs, und benutzte durch ihn die Cedernwälder des Libanon. Man erstaunt billig über die Menge von beynahe 300,000 Arbeitern, die hierbey geschäftig waren; aber man mufs bemerken, dafs nicht allein das Aushauen und Herbeyschaffen des Holzes und der Steine zum Tempelbau viele Hände erforderte, sondern dafs auch Salomo zu allen übrigen Gebäuden, welche er hernach aufzuführen im Sinne hatte und wirklich aufführte, die Baumaterialien zugleich mit zubereiten liefs; denn man findet in der Schrift keine Spur, dafs nach Erbauung des Tempels abermals Arbeiter auf den Libanon geschickt worden wären. Überdiefs wurden alle diese Materialien nicht blofs ins Rohe gearbeitet, sondern ganz zum Zusammensetzen fertig nach Jerusalem abgeliefert. Daher kommt auch die Erzählung, dafs man bey dem Bau des Tempels weder einen Hammer, noch Keil, noch ein andres Geräusch von Eisen gehört habe.

Die Rabinen wissen uns diefs freylich besser zu erklären. Sie fabeln viel von dem wunderbaren kleinen Wurm Schamin, der unter die zehn

Dinge gehört, die Gott am ersten Sabbathstage erschaffen hat, und der die Steine zum Tempelbau so poliret haben soll, daſs kein Hammerschlag gehört werden durfte.

Da der schon von David zum Tempelberg bestimmte Moria nicht natürliche Oberfläche genug hatte, wurde ihm mit ungeheuern Substructionen nachgeholfen. Felsenstücke von 40 und mehrern Ellen wurden zu dieser Absicht aufgethürmt und mit Bley ausgegossen. Die dadurch hervorgebrachte Oberfläche des Berges hatte drey Absätze; auf dem höchsten Gipfel war das eigentliche Tempelhaus, etwas niedriger der innere, und noch niedriger der äuſsere Vorhof. Diese über einander stehenden Zimmer liebte man in der Bauart des Orients, wie man auch aus der Beschreibung der Residenz des Dejoces beym Herodotus sehen kann. Es war hier nicht die Absicht, ein groſses öffentliches Erbauungshaus zu errichten, sondern vielmehr einen geräumigen Opferplatz für die Priester und das Volk, und ein Gebäude, welches die Gegenwart Gottes in selbigem versinnlichen sollte, mit Einem Worte, die Residenz eines unsichtbaren Königs, und einen Platz für seinen Hofstaat und das Volk, das seine Gaben und Geschenke darbringt. Dieser Absicht entsprach der doppelte Vorhof; jener das eigentliche Tempelhaus. Das Ganze stellte einen königlichen Palast in morgenländischem Geschmack mit Vorhöfen und Säulengängen vor.

Der eigentliche Tempel, oder das Haus, war ein längliches Viereck, 70 Ellen lang, 20 Ellen breit und 30 Ellen hoch, und in drey Theile abgetheilt; der zu äuſserst gegen Abend gelegene Theil hieſs das Allerheiligste, der mittelste das Heilige, und der gegen Morgen gelegene Theil die Halle.

Das Allerheiligste war vollkommen viereckig, und hatte 20 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 30 Ellen Höhe. Das Heilige war 40 Ellen lang, 20 Ellen breit und 30 Ellen hoch. Nur die Halle hatte 10 Ellen Länge, 20 Ellen Breite und 120 Ellen in der Höhe. So wird uns die Länge, Breite und

Höhe in der Schrift selbst angegeben. Gleichwohl behaupten die Rabinen und Josephus, daſs nicht nur die Halle 120 Ellen hoch gewesen, sondern auch das ganze Gebäude diese Höhe gehabt habe. Viele Ausleger glauben daher, daſs alles von gleicher Höhe gewesen sey. Das Haus habe zwar vom Grunde bis an das Dach nur 30 Ellen Höhe gehabt; aber auf dem Dache wären noch Obersäle, Hyperoa, 90 Ellen hoch gewesen. Es scheint auch in der That, daſs dieſs Haus nicht niedriger gewesen sey, als jener zweyte Tempel, welcher auf Befehl des Cyrus 60 Ellen hoch seyn muſste, und der doch in allem weit geringer war als der erstere, da die alten Israeliten, welche den ersten Tempel gesehen hatten, bey dem Anblicke des zweyten weinten.

Fenster waren nicht im Tempel. Was man dafür erklärt, ist bloſs von Blenden zu verstehen, und muſs übersetzt werden: Er machte da Vertiefungen in der Mauer, wo Fenster seyn sollten. Und dieses ist um desto glaublicher, da überhaupt, nach Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunst, in den Tempeln der Alten keine Fenster waren, und das Licht nur durch die Thüren hinein fiel. Bey Salomons Tempel kam noch hinzu, daſs er auf drey Seiten mit Gebäuden umgeben war. Wenigstens ist so viel gewiſs, daſs in dem Allerheiligsten keine Fenster waren, weil Gott ausdrücklich gesagt hatte, er wolle im Dunkeln wohnen.

Das Dach des Tempels war in etwas von den platten Dächern der Morgenländer unterschieden. Es war nicht platt, sondern in der Mitte auf 4 Ellen erhaben, und also auf beyden Seiten schief, mit Einem Worte das, was die Griechen *Hĕtoma*, die Römer *Fastigium* nannten. Es war ganz mit goldenem Blech überzogen. Die Rabinen erzählen viel von Spitzen, die gegen die Vögel auf diesem Dache befindlich gewesen seyn sollen. In neuern Zeiten hat Michaelis dieſs für natürliche Gewitterableiter erklärt.

Vor dem Eingange in die Halle oder das Vorhaus standen zwey prachtvolle Säulen. Die zur Rechten hieſs Jachim, das ist, befestiget, und die zur

Linken Boas, das ist, in ihm ist Stärke. Beyde waren vortreffliche Kunstwerke des Tyrischen Werkmeisters. Jede war 18 Ellen lang, und hielt in der Peripherie 6 Ellen; auf diese Weise war ihr Modul 1 Elle, da der Schaft 18 Modul hielt. Sie waren aus Kupfer gegossen, und hatten gegen 4 Zoll Dicke, da sie inwendig hohl waren. Auf jeder Säule stand ein Kapitäl 5 Ellen hoch von dichtem Netzwerke und Laubwerke gearbeitet, an welchem 200 Granatäpfel von Golde in Reihen hingen. Sie hatten nichts zu tragen, sondern standen blofs zur Zierde vor dem Eingange in die Vorhalle. Sollten sie aber doch, wie sehr wahrscheinlich ist, eine symbolische Bedeutung haben, da alle orientalischen Völker ihre Lehren und Meinungen in Hieroglyphen einzukleiden pflegten, so ist wohl die natürlichste Bedeutung diese, dafs dadurch die Wolken- und Feuersäule, die sonst auf der Stiftshütte ruhete, und hier nicht mehr war, vorgestellt wurde.

Das ganze Tempelgebäude umgaben zwey Vorhöfe oder offene Plätze unter freyem Himmel, welche mit Wänden umgeben waren, zu welchen bey dem zweyten Tempel noch der dritte hinzu kam. Der, in welchem der Tempel selbst lag, hiefs der innere, und wurde der Vorhof der Priester genannt. Ihn umgaben an verschiedenen Orten Hallen und Gallerien, welche ohne Zweifel von vielen Pfeilern getragen wurden, obgleich die Schrift derselben nicht ausdrücklich Meldung thut. Doch sagt diese, der Vorhof des Tempels wäre in Ansehung der Hallen eben so, wie der Vorhof des königlichen Palastes, eingerichtet gewesen. Jeder Vorhof des Salomonischen Palastes aber hatte 360 Pfeiler. Hiernächst befanden sich in diesem Vorhofe viele Gemächer oder Kammern, in welchen die Geräthschaften zum Tempeldienst aufbewahrt wurden, und niemand, als die Priester, durften in diesen Vorhof gehen.

Aus ihm kam man auf 12 Stufen, davon jede eine halbe Elle hoch und Eine Elle breit war, in den äufsern Vorhof. Dieser war ein Viereck,

135 Ellen lang und eben so breit. Der Boden war mit Marmortafeln bedeckt, das Ganze mit Säulengängen und Kammern umgeben. Eine starke Balüstrade von ansehnlicher Höhe und Dicke schützte die da Herumgehenden vor dem Herabstürzen in die Tiefe. In diesem Vorhofe, der wieder in zwey Theile getheilt wurde, nehmlich in den Vorhof der Männer und Weiber, befanden sich die Ebräer zur Zeit der Feste und Sabbathe, und wenn sie sonst gottesdienstliche Handlungen verrichteten.

Versetzen wir uns auf einige Augenblicke selbst ins alte Jerusalem. Hier liegt, wenn wir von der Morgenseite herkommen, Moria, nicht als ein roher Fels, sondern als eine hoch aufgethürmte Burg, vor unsern Augen. Die ungeheuern Mauern, womit der Berg eingefaſst und geebnet ist, setzen uns schon in Erstaunen. Wir treten nun durch ein prächtiges Thor in den groſsen Vorhof des Volks hinein, und sind gleichsam in dem ersten Vorzimmer des Königs der Könige. Wir bewundern die daselbst auf drey Seiten angebrachten hohen, stark mit Kupferplatten überzogenen Pforten, und wandeln staunend in den marmornen Säulengängen umher.

Vor uns, um 6 Ellen erhöhter, sehen wir den innern Vorhof, zu welchem man auf Stufen hinauf steigt; auf diesen stehen die Leviten mit ihren musikalischen Instrumenten, womit sie ihre Gesänge zur Verehrung Jehovahs begleiten. Durch ein Gebälke von Cedernholz ist er von dem äuſsern Vorhof abgesondert. Von dieser Erhöhung herab reden die Priester und Leviten zum Volke; und da dieses Gebälke nicht allzu hoch ist, so kann vom Volke aus dem äuſsern Vorhofe alles gesehen werden, was in dem innern vorgeht.

In diesem Vorhofe steht der groſse Brandopfer-Altar, welcher, weil er mit vergoldetem Erz stark überzogen ist, auch der eherne Altar genannt wird, 20 Ellen lang und breit, und 10 Ellen hoch.

Hier steht auch das groſse Wassergefäſs, welches im Redegebrauch der Ebräer, die alle groſse Wasserbehälter Meere nennen, das eherne Meer

heiſst, weil es ganz aus Erz gegossen ist. Sein ungeheurer Umfang, (es faſste 2000 Bath oder Eimer Wasser,) die sonderbare Einfassung von Buckeln, Granatäpfeln und Kürbissen, die, in Erz getrieben, wie Fruchtschnuren, den obern Rand umkreisten, und sein Piedestal auf zwölf gegen alle vier Weltgegenden gewandten Stier-Trapezophoren, machen diesen Waschkessel zu einem der merkwürdigsten Kunstwerke in der Archäologie des Orients. Der Ägyptische Apisdienst wird hier als Sklave des Jehovahdienstes versinnbildet. Aber das Ungeheure, die Thier- und Frucht-Hieroglyphen daran, ist doch ursprünglich am Nil erwachsen. Zehn kleinere Waschkessel, an beyden Seiten des Vorhofs herum gestellt, stehen auf Löwen, Rindern und Thierkompositionen, (Cherubim,) und bewegen sich auf Rollrädern von selbst fort. Es sind die Dreyfüſse des Griechischen Tempeldienstes, und ihre Bewegung erinnert an die selbstwandelnden Dreyfüſse im Palaste Vulkans beym Homer.

Tiefer hin erhebt sich von weiſsem, glänzendem Marmor der eigentliche Palast Jehovahs, oder das Tempelgebäude. Über die Vorhöfe merklich erhöht, gebietet er schon durch die Höhe des Vorgebäudes Bewunderung und Ehrfurcht. Hinter diesem Vorgebäude liegt das Heilige und Allerheiligste, dessen mit Goldplatten überzogene Dächer schon zu groſsen und erhabenen Erwartungen Anlaſs geben, ohne daſs man das Innere beobachten kann.

Der unsichtbare Beschauer darf sich auch, ohne Bannfluch zu befürchten, in das Innere des Tempels wagen. Zwölf marmorne Stufen führen uns an das hohe Thor des Vorhauses des Tempels. Von seinen zwey Flügeln, die an beyden Seiten fest stehen, können nur sechs Ellen geöffnet werden. Es ist ganz mit vergoldetem Kupfer überzogen, so wie die Wände des Vorgemachs, zu welchem dieſs Thor führet. Das Licht, das durch die Öffnung der Thüre hinein fällt, erleuchtet es. Ein schönes von Öhlbaumholz verfertigtes, mit vieler Bildhauerarbeit verziertes und mit Gold ausgelegtes Thor, hinter welchem sich noch ein Vorhang zusammen schlägt, führet uns in das Heilige, dessen

Wände ganz mit Cedernholz ausgetäfelt, mit erbabener Arbeit von Blumenwerk, Palmen, Früchten und dergleichen verziert, und mit Edelsteinen ausgelegt sind. Selbst der marmorne Fufsboden ist mit dem feinsten Holz bedeckt, und mit Gold ausgelegt. In diesem prächtigen Gemach steht von Cedernholz, stark mit Goldplatten überzogen, ein Rauchaltar mit seinen zehn Tischen von Cedernholz und seinen goldenen Leuchtern.

Eine dichte Wand, ganz aus Cedernholz und mit Gold stark überzogen, scheidet dieses Gemach von dem Allerheiligsten; doch ist sie 10 Ellen niedriger als die Höhe des Zimmers. Die Cedernbreter sind durch goldne Stangen und Ringe an einander befestiget. Sie ist gleichfalls mit künstlichem Blumenwerk und Cherubim geziert, und mit dem feinsten Golde ausgelegt. Oben über derselben ist bis an die Decke ein goldenes Netz- oder Strickwerk, die frey gelassene Öffnung zu füllen, damit der Geruch vom Räuchwerk in das Allerheiligste eindringen könne. Mitten in dieser Wand ist ein fünfwinkliges Thor, das zum Allerheiligsten führt. Die zwey Flügelthüren, die es verschliefsen, werden nie zugemacht, und schlagen sich herauswärts in das Heilige auf; aber die Einsicht in das Allerheiligste deckt ein kostbarer Teppichvorhang, von himmelblauen, scharlachrothen und weifsen Fäden gewirkt und mit Blumengewinden, Cherubim und Gold gestickt. Nur der Hohepriester hat hier Einmal im Jahre Zutritt. Hier ist alles, sowohl Wände als Fufsboden, mit dem feinsten Golde überzogen, die Reliefs, von Blumenwerk, Palmbäumen, Fruchtschnuren und Cherubim, sind reichlich mit Gold und Edelsteinen ausgelegt. Hier steht die Lade des Bundes auf einer marmornen Basis mit dem Gnadenstuhle.

Neben dem Tempel verdienen auch noch einige andere Gebäude aus der Salomonischen Periode unsere Aufmerksamkeit. Zu Salomons eigenem Palaste wurden 13 Jahre angewendet. Er bestand aus drey zu einem Ganzen verbundenen Gebäuden; nehmlich aus der ordentlichen Wohnung des

Königs, aus dem Hause des Waldes Libanon, und aus der Wohnung der Königin, der Tochter Pharao's: alles im Geiste der orientalischen Bauart! Ansehnliche Gebäude umgrenzen gewöhnlich grofse Höfe, die den Morgenländern zu Gastzimmern bey feyerlichen Gelegenheiten, oder auch zum Versammlungssaale des Volks dienen. Der hinterste und verschlossenste Hof nebst seinen Gärten und Bädern ist der Harem, der Aufenthaltsort für die Frauen. Der grofse Vorhof jenes Palastes enthält drey Reihen Marmorsäulen mit runden Cedern-Kapitälern. Aus den Mafsen des ganzen Gebäudes und der beyden Höfe läfst sich schliefsen, dafs der Vorhof 100 Ellen lang und 20 breit gewesen sey. Josephus rühmt noch in seiner Beschreibung die Vorhänge an den Säulen und das Schnitzwerk von Blumen und Pflanzen an den Wänden, defsgleichen die Verzierungen von Gold und Edelsteinen.

Im Palaste stand, aufser andern Kunstwerken, auch der in der heiligen Urkunde selbst als ein Wunderwerk gepriesene Thron des Königs, von Elfenbein künstlich verfertiget, und überall reichlich mit Gold ausgelegt. Sechs Stufen führten hinauf, auf deren beyden Seiten sechs Löwen standen. Die Lehne des Throns war ein mit Gold ausgelegter Widder, dessen Kopf vorwärts ragte. Von demselben gingen zwey Hände hervor, welche die Stelle des Sitzes ausmachten, auf dessen beyden Seiten statt der Armlehnen Löwen standen. Auch hier ist die Hieroglyphe der richterlichen und vollziehenden Gewalt unverkennbar. Die Indianischen Bildwerke in den Pagoden von Salsette und Elephantine geben vielleicht den schönsten Commentar dazu.

Ohne Zweifel waren auch die 300, aus massivem Golde geschlagenen, runden Prachtschilde hier aufgehangen, wo sie besonders in die Augen fielen; so wie auch jene 200 von gleichem Metall, deren jeder zweymal so viel als einer von den ersten am Gewichte hielt.

Die Pracht dieses Palastes vermehrten auch die vielen Gefäſse, Pokale, Schüsseln und andern Geräthschaften, die hier aufgestellt waren. Vermuthlich hat es ihm nach morgenländischem Geschmack auch nicht an Bäumen, Pflanzen und Brunnen gefehlt; wenigstens gedenkt Josephus ausdrücklich der Springbrunnen und Bäder in diesem Palaste. Daſs eine gewisse Übereinstimmung in allen diesen Gebäuden und Verzierungen geherrscht haben müsse, läſst sich daraus schlieſsen, daſs nur Ein Baumeister aus Tyrus so wohl den äuſsern Bau als die innern Verzierungen dirigirte. Und hierin ist Hiram wirklich das Muster aller groſsen Baumeister gewesen, die von jeher alle Bau- und Zierkünste in sich vereinigten.

Ferner bauete Salomo nicht nur die Mauern Jerusalems, sondern auch verschiedene Handelsstädte und Grenzfestungen. Unter denselben finden wir auch Baalath, eine Stadt in dem angenehmen Thale zwischen dem Libanon und Antilibanon, am Fuſse des letztern. Die jetzigen Einwohner nennen sie Baalbec, und bey den Griechen, welche die orientalischen Namen übersetzten, heiſst sie Heliopolis, (Sonnenstadt,) weil hier die Sonne unter dem Namen Baal verehrt wurde. Jetzt sind nur noch prächtige Ruinen von ihr übrig, deren Abbildung Wood und Pocock gegeben haben. Doch dieſs sind Trümmern aus weit spätern Zeiten, wo sich griechische Kunst mit der asiatischen verbunden, und zu einem eigenen seltsam gemischten Zwittergeschmack amalgamirt hatte. Eben dieſs gilt auch von den Ruinen von Palmyra, dessen Gründung auch, einer alten Überlieferung und Namensähnlichkeit zu Folge, dem Spekulationsgeiste des weisen Salomo zugeschrieben wird.

Salomons Prachtliebe zeigte sich auch in den kostbaren Kleidern, Teppichen, Tempel- und Thorbehängen, und in den Bekleidungen der Vorhöfe, welche alle von kostbaren Ägyptischen Leinen und Byssus (Cattun) in himmelblauem Scharlach und dunkelm Purpur waren; in so groſser Menge, daſs

selbst ein Hauptmann darüber gesetzt wurde, der ihre Bereitung und Verwahrung zu besorgen hatte.

Man hat sich oft über diese Hererzählung aller Prachtwerke und Reichthümer des Weisesten der Könige spöttische Bemerkungen erlaubt und in dem Ganzen Übertreibungen finden wollen, die man in der übermäfsigen Pracht und in der ungeheuern Gröfse der Unternehmung bestätiget glaubt. Gewifs ist es, dafs sich unermefsliche Summen zusammen rechnen lassen. Nach Cumberland's Berechnung hätte der Tempelbau allein 900,000,000 Pfund Sterlinge gekostet. Indefs darf man hierbey nicht vergessen in Anschlag zu bringen, dafs schon David zu allen diesen Prachtwerken ungeheure Summen in seinen Schatzkammern aufgehäuft hatte, und wirklich bey seinem Tode 470 Millionen Thaler im Schatze hinterliefs; dafs die Abgaben, die so wohl die Ebräer selbst, als die mit Tribut belegten angrenzenden Völker, theils in Naturalien, theils in Golde und Metallwerthe liefern mufsten, aufserordentlich stark waren, und endlich so hoch stiegen, dafs eben durch diese Überspannung bald nach Salomons Tode der Abfall der zehn Stämme und die allgemeine Verwirrung und Zerstückelung des Reichs entstand; und dafs endlich, die grofsen Geschenke abgerechnet, die nach der Sitte des Orients dem Orakel sprechenden Könige selbst aus den fernsten Gegenden zuströmten, der Handel, der vorher kaum in geringen Caravanen-Abtheilungen die Grenze der Ebräer berühret hatte, durch die weitgreifenden Mafsregeln, Heirathen und Handelsbündnisse des Salomo, auf eine kurze Zeit in seinem Reiche einen Mittelpunkt der drey handelnden Welttheile fand, und so in tausend Kanälen seine Schatzkammern mit unermefslichen Reichthümern füllte. Die Schiffe segelten von dem neu angelegten Hafen zu Eziongeber, dem nachherigen Berenice der Alexandrinischen Kaufleute am rothen Meere, nach Sofala in der Nähe von Zanguebar, oder, wie es in den heiligen Urkunden genannt wird, nach Ophir und, um Afrika herum, an die westlichen Grenzen

Europas, nach Tartessus, dem grofsen Phönicischen Gold- und Silberlande, dem Potosi des Alterthums.

Nimmt man diefs alles zusammen, so wird man jene Überlieferungen nicht mehr fabelhaft finden, wo erzählt wird: das Gewicht des Goldes, das für Salomo auf Ein Jahr einkam, war *666* Talente Goldes; aufser was von Kaufleuten und dem Handel mit Specerey und von allen Königen in Arabien und den Grofsen desselben Landes einkam. Dadurch bekam nun freylich Jerusalem ein anderes Ansehen, und man konnte sagen: „Dort sey des Silbers so viel als Steine, kostbares Gewürze bis zur Verschwendung und Pferde, Wagen und Byssus im Überflufs."

Aber diefs war auch der höchste Gipfel der Pracht und des Reichthums, wohin das Ebräische Volk es je bringen konnte. Jener Glanz selbst, der die Regierung Salomons umstrahlte, ging dem Verfalle des Staats voran, und sein Beyspiel bewiefs schon früh, wozu die Geschichte aller folgenden Jahrtausende so viele neue Belege liefert, dafs ausgebreiteter Luxus allein nicht die Wohlfahrt des Staates befördert, wenn nicht auf tiefe Einsicht gegründete innere Stärke, unverfälschte Tugend und Religiosität sie bewahrt.

Der von Cyrus angefangene, unter Darius vollendete zweyte Tempel war nur ein Schattenbild jenes ersten; aber grofse Erweiterungen und Verschönerungen erhielt er durch die Prachtliebe des auch auf diesem Wege sich der Volksgunst versichernden Herodes. Indefs scheint aus allem, was uns der mit hoher Begeisterung erfüllte Josephus zu seiner Verherrlichung erzählt, doch nur so viel deutlich hervorzugehn, dafs der durch Griechische Kunstwerke gebildete Geschmack des Jüdischen Herrschers vergeblich gegen den Geist des Judenthums, dem alles Bildwerk ein Abscheu war, kämpfte. Der prächtige goldene Weinstock und andere Zierathen konnten den Mangel der Statuen und menschlichen Formen in Bildwerken nicht ersetzen. Das geschmackvollste Werk der Tempelarchitektur war ohne

Zweifel noch der von Herodes hinzugefügte Vorhof der Heiden mit seinen vielfach über einander stehenden Säulengängen und Hallen. Hier scheinen Griechische Baumeister Griechische Tempelhallen und Porticos vor Augen gehabt zu haben.

Wir gehen nunmehr auf den Zustand der bildenden Künste unter dem Jüdischen Volke in den neuern Zeiten über, und untersuchen, was von ihnen in der Architektur und den damit verbundenen Verzierungskünsten, zum Behuf ihrer eigenthümlichen Gebräuche und heiligen Ceremonien, besonders in unserm Vaterlande, gethan worden ist. Denn dafs reiche Männer der Jüdischen Nation in Wien, Berlin und andern Haupt- und Handelsstädten sich schöne Gebäude und Gärten anlegten, giebt keine Hinsicht auf nationelle Eigenthümlichkeit, da sie dabey ganz dem herrschenden Geschmack im Allgemeinen folgten, und sorgfältig Jüdische gesetzliche Originalität zu vermeiden suchten.

Wenn wir auch bey diesem Volke mehrere sich auszeichnende Gelehrte, z. B. einen Mendelsohn, Maimon, Friedländer, Bloch, defsgleichen verschiedene gelehrte Ärzte, Tonkünstler und andere kenntnifsvolle Männer antreffen; so finden wir doch unter ihnen, besonders in Deutschland, nur wenige, die sich durch geschmackvolle Gebäude in ihrer eigenen Art, oder andere dergleichen Künste vorzüglich merkwürdig gemacht hätten. Ihre Lage in den meisten deutschen Provinzen und sehr viele ihrer Religionsgebräuche sind den bildenden Künsten nicht günstig. Es bleibt uns also hier nichts übrig, als einige von ihren Gebräuchen, die Beziehung auf Architektur und bildende Künste haben, zur Unterhaltung der Leser, die sich davon zu unterrichten nur wenig Gelegenheit hatten, in einer kurzen Übersicht anzuführen.

Wenn jemand unter ihnen ein Haus bauet, so mufs er nach ihren Gesetzen einen Theil desselben zum Andenken an das zerstörte Jerusalem

und ihren Tempel, unvollendet, wenigstens einen Theil der Mauer unbeworfen lassen, auf welchen er mit grofsen Buchstaben folgende Worte aus dem 37sten Psalm schreibt: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen." An den Thüren der Häuser und Stuben, und an allen Orten, welche bewohnt werden, befestigen die Juden an den Thürflügeln eine Kapsel, in welcher ein Blatt Pergament sich befindet, worauf mit vieler Genauigkeit die Stelle aus der Thora geschrieben steht: „Höre Israel, der Herr unser Gott, ist ein einiger Gott" — bis: „Du sollst sie über die Pfosten deines Hauses schreiben, und an die Thore." Dann ist ein kleiner Zwischenraum gelassen, worauf die Worte folgen: „Und es wird, wenn du meine Gebote befolgest, geschehen" — bis: „und du wirst ihn auf die Pfeiler deines Hauses und auf deine Thüren schreiben." Am Ende des Pergaments steht Schaddai. Bey jedem Hinein- oder Herausgehen berühren die frommen Juden diesen Ort, welchen sie Mesusa nennen, mit Andacht.

Nach der Strenge ihres Gesetzes, dürfen sie kein Bildnifs noch Figur von erhabener oder Bildhauerarbeit in ihren Gemächern, und noch weniger in ihren Synagogen haben; doch wissen sie in diesem Stücke durch manche Distinctionen zwischen gemahlten, geschnitzten und gegossenen Bildern der Strenge des Gesetzes auszuweichen.

Ihr Küchengeschirr und Gefäfse mufs ganz neu von ihnen erkauft werden, um sicher zu seyn, dafs keine Gattung von dem ihnen verbotenen Fleische darin gekocht wurde. Sollten aber diese Gefäfse von Metall oder Stein seyn, so ist ihnen erlaubt, sich ihrer zu bedienen, nachdem sie zuvor mit siedendem Wasser sorgfältig ausgekocht worden. Sie gebrauchen auch ganz verschiedene Gefäfse zu Fleisch- und Milchspeisen; denn Fleisch- und Milchspeisen dürfen sie nicht zu der nehmlichen Zeit essen.

Die Rabinen rathen es an, dafs der Kopftheil des Bettes, in welchem man schläft, entweder nach Mitternacht oder Mittag stehe, und verbieten

nachdrücklich, dafs man mit dem Kopfe ja nicht nach Morgen oder Abend liege. Denn sie glauben, dafs durch diese letztere Lage die Ehrfurcht, welche man Jerusalem und dem Tempel schuldig sey, verletzt werde. Dieser Rath wird aber nur von den gewissenhaftesten befolgt.

Ihre Synagogen, welche von ihnen Schulen genannt werden, errichten sie am liebsten an einem abgelegenen Orte. Die innern Wände derselben sind weifs, und entweder mit Holz getäfelt oder mit Tapeten behangen. Daran sind Sprüche geschrieben, welche zum Gebet und zur Andacht bey demselben erwecken. Um die Wände herum befinden sich Bänke und einige kleine Schränke, in welchen Kleider und Bücher aufbewahret werden.

In der Mitte hängt gewöhnlich ein grofser Leuchter, und kleinere sind an den Wänden befestiget. An den Thüren sind Vertiefungen angebracht, um Almosen hinein zu legen, welches hernach unter ihre armen Glaubensgenossen vertheilt wird. In jeder Synagoge ist eine Lade oder ein Schrank, zum Andenken an die Bundeslade, die in dem Tempel sich befand, Aron genannt. In dieser Lade verwahren sie die Bücher Mosis, welche auf Pergament mit einer besonders dazu bereiteten Dinte und Quadratur-Schrift geschrieben sind, so wie auch die Schriften der Propheten. Sie verfertigen diese Schriften mit der gröfsten Sorgfalt; denn der geringste Fehler macht sie verwerflich.

In der Mitte oder beym Eingange der Synagoge befindet sich eine Art von Altar, auf welchem die Gesetzrollen aufgerollt werden, wenn sie vorgelesen werden sollen, und woran man ein Pult oder einen Tisch lehnet, wenn die vorgelesene Stelle erklärt werden soll. Neben der Synagoge ist eine Art von Gallerie, welche mit Jalousien verwahret ist, und in der sich die Weiber befinden. Letztere können alles sehen, was in der Synagoge vorgenommen wird, aber nicht von den Männern gesehen werden; sie versammeln sich auch nicht immer zugleich.

Eine Gelegenheit, bey welcher sich die Juden noch am meisten bemühen, den Ort, der dazu bestimmt ist, wenigstens prächtig, wo nicht mit Geschmack aufzuputzen, und wo bisweilen sehr feine Verzierungen angebracht sind, giebt der Platz, in welchem sie ihr Lauberhüttenfest feyern. Sie versammeln sich hier, um sich dankbar an die Wohlthaten zu erinnern, die ihnen Gott vormals bey ihrem Aufenthalt in der Arabischen Wüste erzeigte. Sie tragen an diesem Feste, besonders am ersten Tage desselben, Früchte und dreyerley Zweige in den Händen. Die Ursache, warum sich die Juden an diesem Feste besonders der Citronen-, Palmen-, Myrten- und Weidenzweige bedienen, ist vermuthlich, weil sie allenthalben in Palästina zu finden waren, und weil sie ihre Grüne und Schönheit länger als andere Bäume behalten. Die Hütten, in welchen sie sich diefs Fest hindurch aufhalten, dürfen nicht unter einem Dache oder einem Baume sich befinden, sondern müssen unter freyem Himmel aufgerichtet werden. Sie müssen daher oben offen seyn, und wenn sie mit Zweigen bedeckt werden, so müssen Öffnungen bleiben, dafs man die Sonne und die Sterne dadurch sehen, und selbst der Regen von oben eindringen kann. In diesen von Zweigen oft sehr kunstreich aufgerichteten Hütten müssen sie sich sieben Tage aufhalten, darin kochen, essen und schlafen. Daher kommt es, dafs sie von ihren Bewohnern mit allerhand schönen Gefäfsen und anderm Hausgeräthe ausgeziert, und an den Zweigen mit schönen Früchten geschmückt werden. Nur Kranke, welche die freye Luft nicht vertragen können, dürfen sich dieser Anordnung entziehen. Bey heftigem Regen aber dürfen sie so lange in ihren Häusern bleiben, essen und schlafen, bis der Regen vorüber ist. Da diese Anordnung nur in warmen Ländern beobachtet werden, und in kältern, wie bey uns in Deutschland, in der Jahreszeit, wo die Feyer desselben einfällt, wegen der strengen Witterung ohne Nachtheil der Gesundheit und des Lebens nicht gehalten werden kann, so hat man diese Vorschrift

einiger Maſsen abändern müssen, wozu sich auch die sonst unerbittlichen Rabinen aus Noth bequemt haben. So lange dieses Fest währt, gehen sie in die Synagogen mit einem Palmzweige, drey Myrten- und zwey Weidenzweigen, welche zusammen gebunden in der rechten Hand getragen werden; in der linken hingegen tragen sie einen Zitronenzweig mit seiner Frucht. Man nähert diese Zweige durch Zusammenhalten der Hände, und neigt sie zuerst gegen Morgen, dann gegen Mittag, alsdann gegen Abend und Mitternacht. In jedem dieser Zweige liegt eine symbolische Deutung verborgen. Die Palme, welche nur eine geringe Frucht, die leicht einschrumpfende Dattel bringt, ist das Sinnbild der Heuchler; der Myrtenbaum, welcher unfruchtbar ist, ob er gleich einen angenehmen Geruch aushaucht, ist das Sinnbild derer, welche gute Handlungen, ohne die Gesetze der Religion zu befolgen, ausüben; die Weide ist ihnen ein Abzeichen der Boshaften, und der Citronenzweig das Sinnbild der Gerechten. Sie halten hierauf eine Prozession um das Pult oder den kleinen Altar, der in der Synagoge befindlich ist, zur Erinnerung der Prozession, welche man ehemahls zu Jerusalem um den Altar an diesem Feste hielt. Der siebente Tag dieses Festes ist der feyerlichste. Man legt die Palmen-, Myrten- und Citronenzweige weg, und behält bloſs die Weidenzweige; man macht siebenmal den Umgang um das Pult, und sagt die dabey üblichen Gebete geschwinder als gewöhnlich her. Als Ursache davon wird angegeben, weil man während der Reise in der Wüste genöthiget gewesen sey, sogar die Andachtsübungen zu beschleunigen. Das Pult ist dann mit Blumengewinden geschmückt; und weil dieser und der folgende Tag für die Synagoge festliche Freudentage sind, so überläſst man sich einer ausschweifenden, durch freudige Geberden und Mienen sich verkündigenden Fröhlichkeit, welche ununterrichtete Zuschauer in nicht geringe Verwunderung setzt. Man bewegt sich mit groſsem Geräusch, geberdet sich unnatürlich, man schlägt an die Bänke mit den Weidenzwei-

gen, und schnattert die Gebete her. Besonders sollen auch noch die Umgänge um das Pult während der sieben Tage, zum Andenken des Umgangs des Jüdischen Volks unter Josua um die Mauern von Jericho, geschehen.

Die Eröffnung dieses Festes macht eine Einsegnung, worauf eine Abendmahlzeit folgt. Aber die Andachtsübungen in der Synagoge müssen schon voraus gegangen seyn; denn der Hausvater unternimmt die Einweihung des Festes nicht eher, bevor er nicht seine Gebete in der Synagoge nach Untergang der Sonne verrichtet hat.

Dieses Fest fällt zu Anfang des Jüdischen Monats Tisri, welcher mit unserm September überein kommt. Da nun um diese Zeit in unsern Gegenden, nach vollendeter Ernte, die Feld- und Gartenfrüchte mehrentheils eingesammelt sind; so feyern die Juden zugleich das Fest der Einsammlung, an welchem sie dem Geber aller Güter für die Schenkung, Erhaltung und Einsammlung der Früchte danken sollen. Nach neuern Vorschriften der Rabinen setzen sie zu diesem Feste noch einen Tag hinzu, welchen sie die Freude des Gesetzes nennen, weil sie an diesem Tage die Vorlesung des Gesetzes enden, um sie dann aufs neue wieder anzufangen.

Neuere Forscher und Alterthumskundige fanden in diesen Skenopegien, wie die Griechen diefs Fest nennen, nicht ohne Grund eine grofse Ähnlichkeit mit den Weinlesefesten und Dionysien des Alterthums. Die Sache ist uralt, und die Adonisfeste des Orients wurden schon mit Erbauung jener Lauberhütten und Aufschmückung heiliger Plätze durch volle Obstzweige und Blumentöpfe im ganzen Alterthum gefeyert. Aber wie günstig waren jene Veranlassungen den bildenden Griechen zu schönen architektonischen und artistischen Verzierungen! Man vergleiche nur die funfzehnte Idylle Theokrits, und sehe, wie dort die Königin Berenike zu Alexandria dem Adonis Lauberhütten erbauet hat. Wie sehr hat das einengende Ceremoniel Jüdischer Satzungen auch hier den Flug des Künstlergenies gelähmt!

Unsere Leser werden daher, nach allen obigen Voraussetzungen, durch die für die innere Zimmerverzierung in diesem Geschmacke dargestellten Blätter, sich die Ideen einiger Maſsen versinnlichen, mit welchen das Jüdische Volk seinen Kunstgeist zu zeigen im Stande war.

Das erste kolorirte Blatt stellt ein im Ebräischen Geschmack verziertes Zimmer vor. In dem Innern des Tempels Salomonis war das meiste mit Cedernholz ausgetäfelt, und es ist daher diesem Zimmer eine der bräunlichen Cedernholz-Farbe ähnliche Grundfarbe gegeben worden.

Der vergoldeten Palmbäume bedienten sich die Juden zur Zierde, wie am Thore des Allerheiligsten zu sehen war; und daher sind sie auch auf beyden Seiten angebracht.

Zwischen diesen Palmbäumen befindet sich auf beyden Seiten, in Form einer Throphäe, die Kleidung des Hohenpriesters, nebst dem Brust- oder Amtsschildlein, welches derselbe trug. Es war mit vier Reihen kostbarer Edelsteine besetzt, als mit

Sarder, Topas, Schmaragd,
Karfunkel, Saphir, Jaspis,
Lynkurer, Achat, Amethyst,
Chrysolith, Onyx, Beryll,

und in jeglichen dieser in Gold gefaſsten Steine war der Name eines Stammes gegraben.

In der Mitte ist ein Gemählde des innern Tempels Salomonis, nach der idealisirten Zeichnung und Beschreibung der Schrift von Vilalpando.

Über diesem befindet sich eine Art von Arabeske in Form von Laubwerk, deren sich die Juden zur Zierde bedienten, nach Angabe der Schrift.

Das zweyte Blatt enthält:

1. Ein Cantelabre im Jüdischen Geschmack.

2. Einen in diesem Geschmack verzierten Tisch; und endlich

3. eine im Jüdischen Geschmack verzierte Lampe.

Die Werke deren man sich bey dem Ebräischen Geschmack bedienen kann, sind:

1. Winkelmanns Geschichte der Kunst.

2. Die alten Jüdischen Heiligthümer, Gottesdienste und Gewohnheiten, durch Johannem Lundium. Hamburg 1738.

3. Das Kostum der meisten Völker des Alterthums, von Andreas Lenz; aus dem Französischen übersetzt von Martini. Dresden 1784.

4. Kupferbibel, in welcher die *Physica sacra* derer in der heiligen Schrift vorkommenden natürlichen Sachen erklärt wird; von Jakob Scheuchzer. Augspurg und Ulm 1733.

5. Des Herrn Pötsch, Aufwärters bey dem Churfürstlich Sächsischen Naturalienkabinet, gesammelte Nachrichten zur Erklärung eines sehr schönen Modells, welches Sr. Churfürstl. Durchl. zugehöret.

Dieses Modell des Salomonischen Tempels, welches 50000 Thaler zu verfertigen gekostet haben soll, ist im Jahre 1727 für 18000 Thaler erkauft worden, stehet im Churfürstl. Zwinger, und wird den Fremden, die es sehen wollen, vorgezeigt. Der erste Bewegungsgrund zu Erbauung dieses Modells war eine zu Hamburg aufgeführte Oper, welche die Zerstörung des Tempels zu Jerusalem vorstellte. Die letzte Decoration in selbiger war die Stadt Jerusalem, in welcher der Tempel vorgestellt und auf Kosten des Rathsherrn Schott verfertiget wurde. Dieser liefs nachher ein Modell dieses Tempels machen, und sparte hierzu kein Geld.

Es hat 20 Fuſs im Quadrat und 12 Fuſs Höhe.

Auſser der Stiftshütte und andern dazu gehörigen Gefäſsen, zeigen sich noch eine Menge künstlich gearbeitete Edelsteine, und über 300 aus Holz geschnitzte Figuren.

Der Baumeister, welcher es nach dem Werke des Vilalpando verfertiget, hat Erasmus geheiſsen, und 15 Jahre daran gearbeitet.



Schuricht del. Krüger sc. Dresd.



